

Oliver Spilker

Von Sehr gut bis Ungenügend

Einblicke in die Welt der Schule



Literareon
der Verlag für Autoren

Sonderdruck zur Leipziger Buchmesse 2005
von
Oliver Spilker:
Von Sehr gut bis Ungenügend
2. Auflage, München 1999, ISBN 3-89675-914-0

Copyright © 1998, 1999, 2001, 2005
Herbert Utz Verlag GmbH München

Printed in Germany

Der Lehrer hat die Aufgabe, eine Wandertruppe mit Spitzensportlern und Behinderten bei Nebel durch unwegsames Gelände in nordsüdlicher Richtung zu führen, und zwar so, daß alle bei bester Laune und möglichst gleichzeitig an drei verschiedenen Zielen ankommen.

Prof. Dr. Wolf Müller-Limmroth

*Für Sammy
und alle Kinder, die keine Kindheit haben*

Geleitwort

Als »Springer« in der Schule arbeiten zu müssen, das erfreut sich in der Regel nicht allzu großer Beliebtheit: man wechselt von einer Krankheitsvertretung zur anderen. Für einen Religionspädagogen heißt das darüber hinaus: von einer Schule zur anderen. Immer wieder neue Gebäude, neue Kollegien, neue Rektorinnen und Rektoren. Für einen der sensibel und wach die Vielfalt an Eindrücken aufzunehmen und zu verarbeiten vermag, die ihm im Schulalltag begegnen, erschließen sich so aber auch immer wieder neue Quellen des Beobachtens und Verstehens: Von Gerüchen einer Schule bis zur je eigenen Atmosphäre, die in ihr herrscht; die Kinder und Jugendlichen in ihrer Existenzweise als Schülerinnen und Schüler. Ein Insider des Schulgeschehens in der Rolle des »Outsiders«, des Fachlehrers und vor allem des immer wieder Neuen – das bietet Chancen, sofern er eingeschliffene Verhaltensweisen sehen und auch benennen kann. Und wenn das mit einer aufrichtigen Parteinahme für die wichtigsten Personen in der Schule, den Schülerinnen und Schülern verbunden ist, werden die Beobachtungen oft genug zum Spiegel, der einem vorgehalten wird und zum Nachdenken nötigt. Aber wo das mit soviel Witz und Humor geschieht, kann man sich das schon gefallen lassen.

Zwischen theoretischer und praktischer Fachliteratur klafft oft genug eine Lücke, wo Brücken hilfreich wären, die beides miteinander verbinden: die unmittelbaren praktischen Erfahrun-

gen und die wissenschaftliche Reflexion; das, was sich im Schulalltag angeblich bewährt hat, und die theoretischen Ansätze, die neue Sichtweisen zugänglich zu machen versuchen. Dieses Büchlein ist so eine Brücke. Man findet sich mit eigenen Erfahrungen wieder und kommt ins Nachdenken, sieht das Vertraute unter einem ganz neuen und ungewohnten Blickwinkel.

Schule als Erfahrungsraum – das ist aus einem guten Grund zu einem wichtigen Stichwort geworden. Hier wird es in einer überraschenden Lebendigkeit mit eigenwilligen und doch einleuchtenden Akzentuierungen aufgenommen, damit auch auf unterhaltsame und zugleich anrührende Weise das Nachdenken über die Schule in Bewegung kommen bzw. bleiben möge.

Dr. Frieder Harz

Dr. Frieder Harz ist Professor für Religionspädagogik im Fachbereich für Religionspädagogik und Kirchliche Bildungsarbeit der Evangelischen Fachhochschule Nürnberg.

Vorwort zum Sonderdruck

Seit der ersten Auflage sind sieben Jahre vergangen. Eine zweite Auflage konnte im Jahr 1999 folgen und heute halten sie einen Sonderdruck zur Buchmesse in Händen.

Vieles hat sich in den letzten Jahren getan, gewiß.

Dennoch: Ich habe nicht eine Zeile des Buches verändert, nichts gekürzt, nichts ergänzt, nichts entschärft und nichts vertieft. Denn wenn ich die Kapitel durchschaue, entdecke ich Bilder meines Lebens. Es sind Momentaufnahmen, die man nicht nachträglich ergänzen kann. Es sind Tagebuchnotizen, die keines Zusatzen bedürfen. Erlebtes Leben läßt sich nicht überarbeiten, verbessern oder verschlechtern. Es ist wie es ist. Und so bleibt dieser Bericht wie er war, unverändert – auch wenn ich selbst mich verändert habe.

Oliver Spilker – Landshut im Frühjahr 2005

Ein paar Worte am Anfang

»Und Sie machen das freiwillig ...?« Ganz ungläubig werde ich angeschaut, so als ob ich nicht ganz dicht wäre. Nun schon fast vier Jahre als mobile Reserve in München von einer Schule zur anderen zu springen, immer nur Lückenbüsser für Kranke und Kurende, für Schwangere und Ausgebrannte, das kann es doch nicht sein, oder?

»Und dann auch noch Religion, Sie ärmster, Sie!« Und mit einer Mischung aus Mitleid und Bewunderung schaut man mich an. Und wenn ich alte Studienfreunde nach langer Zeit mal wieder treffe, dann habe ich immer das Gefühl, mich verteidigen zu müssen, wenn sie sagen »Ach machst du das etwa immer noch ...?«

Ja, zwar nun im letzten Jahr, dann werde ich in Landshut eine neue Aufgabe übernehmen, aber zur Zeit mache ich es noch, und ich mache es gerne. Denn das Neue reizt mich und langweilig oder eintönig ist es in den letzten Jahren nie gewesen. Und Menschen bin ich begegnet, so vielen und so verschiedenen, Höhen und Tiefen habe ich erlebt, zum Lachen und zum Weinen war mir.

Und von alldem handelt dieses Buch: ein persönlicher Versuch, das Erlebte in mir selbst zu bewahren.

Oliver Spilker – München, im August 1998

1

Von dem Versuch, der alltäglichen Gewalt zu trotzen

Er läßt meine Hand nicht los, hört nicht auf, zu erzählen – von Freunden, die gar keine sind, die ihn nicht mitspielen lassen, von den Lehrern, die er am liebsten »killen« würde, von der Mutter, die er nicht mal mehr morgens sieht, von dem Vater, den er gar nicht kennt. Der Weg zur U-Bahn ist kurz. Viel zu schnell heißt es »bis Montag, schönes Wochenende!« Ob es schön wird?

Das muß die Chance dieses Jobs sein, dieses rastlosen Springens von Schule zu Schule, von Klasse zu Klasse, von Kind zu Kind, von Mensch zu Mensch: »Erzähl doch mal, ich hör' dir zu!«

Wenn mir das gelingt in den ersten Stunden, in den ersten Minuten – die Herzen der Kinder zu erreichen, dann schaffe ich es vielleicht auch – mit ein bißchen Humor – ihre Seelen zu streifen.

Nein, keine billigen Späße, keine Witzestunde und kein Kinderkram. Aber ein befreiendes Lachen öffnet oft ängstliche Münder, und wer mit mir lacht, kann so übel nicht sein. Nicht heilen, nicht therapieren, ja nicht einmal helfen werde ich ihnen können, ihnen allen, den Großen und Kleinen, ihnen allen, die leiden an der Antarktisstimmung ihrer Welt, ihrer Stadt, ihrer Familien, die leiden an der täglich alltäglichen Gewalt, die oft so versteckt ist, daß wir es schon für normal halten. Nur

ein kleines Zeichen kann ich ihnen geben, daß sie erkennen: Das Leben ist das Leben wert. Augenblicke des Durchatmens, Momente, die helfen das Faß nicht gänzlich zum Überlaufen zu bringen. Und wenn es gut läuft, auch Sekunden einer Ahnung: Ich bin etwas wert.

Rosi kommt mit verheulten Augen zur ersten Stunde Religion. Ihre Mutter habe sie mal wieder geschlagen. »Mich auch«, fällt ihr die Nachbarin ins Wort. Aber das sei normal. Sie steht auf und will mir ihre blauen Flecken zeigen. »Ins Internat soll ich«, sagt Rosi. Aber sie ginge heute sowieso nicht mehr nach Hause, zu der alten Kuh. Haß und Wut in ihren Augen. Aber vielleicht würde ihr Vater das ja bald erledigen – scharfe Messer gäbe es zu Hause genug. Die Scheidung stünde kurz bevor, die Neue vom Vater sei auch völlig daneben, scheißegal! »Meine Mutter, nein, die hat nie Zeit für mich gehabt.« Rosi hat zu Hause kein Frühstück bekommen. Jetzt sitzt sie mit Coladose und Milky-Way vor mir. Was soll ich machen?

Natürlich lasse ich sie essen. Vielleicht trickst sie mich aus, aber wenn schon. Besser, als mit wirklich leerem Magen dasitzen zu müssen. Wir sind erst zwei Wochen beieinander, aber die Atmosphäre ist offen und vertraulich wie selten zuvor. Wie ist das mit der Gewalt zu Hause, frage ich die 14jährige und es scheint so, als hätte ich einen Bann gebrochen, mit einer Nadel den mit Wasser gefüllten Ballon zum Platzen gebracht. Es ist, als hätte ich eine Frage gestellt, die diese Kinder in der Schule, in der sie doch so viele unsinnige Fragen beantworten müssen, noch nie gehört haben. Und sie erzählen, alle. Auch der schweigsame Maik, von der Mutter geschlagen und vom Vater, der noch den Gürtel aus der Hose zieht. Man könne sich dann eben nur noch ducken. Von Schlägereien auf dem Schulweg erzählen sie, wo keine Pausenaufsicht das Schlimmste verhindern kann, von Messern und Steinen, von Fäusten und Springerstiefeln, von grausigen Geschwistern, mit denen

man zusammenleben muß – bis zu sechs Kinder in einem Zimmer. Was für Wohnverhältnisse: In drei Zimmern zu acht, in vier Zimmern zu viert. Da ist kein Platz für ruhige Hausaufgaben, und wenn pausenlos der Fernseher läuft, erst recht nicht. Fluchtpunkt bleibt die Tischtennisplatte im Park.

Täglich alltägliche Gewalt. Nein, das war kein Täuschungsmanöver arbeitsfauler Pubertierender, die den neuen Lehrer einseifen, um keinen Unterricht machen zu müssen. Blaue Flecken, Haß, Angst und Tränen sind echt – leere Augen kann man nicht vortäuschen. Und entlassen in ihre Welt gab es doch Momente des Verschnaufens, des Verstehens, Sekunden der Erleichterung – auch wenn es im Alltag weitergeht wie immer. Zufriedenere Gesichter, nicht befreite, nicht glückliche, aber eben erleichterte. Zurück bleibt ein Lehrer, der all ihre Einsamkeit nur dem anbeehlen kann, in dessen Namen er hier gesessen und nichts weiter getan hat, als zuzuhören und sein kluges Maul zu halten.

An der Tür dreht sich Rosi um: »Wäre schön, wenn Sie bei uns bleiben.«

Ich spüre: Es hat Sinn gehabt. Fünf Wochen Förderschule für Lernbehinderte. Wie das klingt »Lernbehindert!« Sozial am Ende, sonst nichts!

2

Von multireligiösen Versuchen

Neunte Klasse: Ein Hindu, zwei Moslems, zwei Buddhisten, zwei Christen. Was für eine Chance! Welch geballte Ladung Gesprächsstoff – wenn es gelingt. Vor allem die Moslems eifern sich für ihre Sache. Ich will ein Schreibgespräch machen: Was ihnen hilft, an Gott zu glauben, was sie manchmal an Gott zweifeln läßt. Ohne Worte, nur auf dem Papier sollen sie sich unterhalten, mit Bleistift und Radiergummi. Eine mehrfach erprobte, bewährte Methode. Dann das: Die beiden Moslems lassen die Stifte fallen. Entsetzen auf ihren Gesichtern. »Das dürfen wir nicht, wenn das mein Vater erfährt, was wir hier machen.« Totalverweigerung. Nein, sie würden nicht zweifeln, auch nicht ein bißchen, auch nicht manchmal. »Wer nicht an Gott glaubt, wird vom Teufel geholt.« Totale Blockade. Sie erzählen von Auswüchsen ihres Glaubens: Daß sie nachts nicht pfeifen dürften, weil sonst der Teufel käme, auch Kaugummi wäre verboten, da man dabei auf das Fleisch der Verstorbenen beißen würde (Das katholische Abendmahl kommt mir in den Sinn ...). Nein, abergläubisch seien sie nicht. Die Christen hören aufmerksam zu und gestehen ein, ihre Bibel weit weniger gut zu kennen wie die Moslems ihren Koran. Die Buddhisten schweigen – wie der Erhabene selbst. Am Ende malen wir alle ein Mandala-Bild. Ruhe und Eintracht. Eine Stunde ohne Gewalt, ohne Haß und ohne tötende Worte. Der Rektor, immer im weißen Physikerkittel, fragt mich auch nach dieser Stunde, wie es gelaufen sei. Immer väterlich besorgt und jederzeit bereit, Störer und

Querulanten im Rektorat mit Sonderaufgaben wieder auf Linie zu bringen. Das Kollegium ist hier sehr nett. In den Pausen gibt es Kaffee. Oh nein, das ist nicht selbstverständlich:

3

Von der Schwierigkeit des Kaffeegenusses

Nein, Getränke gäbe es hier nicht. Auch keine Automaten. Das Lehrerzimmer ist genauso kalt und heruntergekommen wie das übrige Schulgebäude. Verdreckt, verschmiert, die Wände kahl, jedes Wort hallt vor sich hin. Schön dagegen die großzügigen Klassenzimmer, montessorimäßig dekoriert mit Teeküchen und Erzählteppichen, mit Sofas und Spielecken. In der Pause gäbe es Kaffee ...

Nachdem der Rektor mich eine Stunde früher hat kommenlassen, nur um mir schnell den Stundenplan zu geben, den ich schon längst habe, sitze ich nun, nach kurzer Abfertigung, auf die Pause harrend am – wie könnte es anders sein – runden Tisch im Lehrerzimmer.

In der Kaffeemaschine ist kein Kaffee. Die Kollegin setzt eine Kanne auf, verteilt dann auch den schwarzen Duft in schon bereitstehende Tassen und blickt zweifelnd zu mir herüber. Der Kaffee sei immer genau abgezählt, da viele ja auch Tee tranken. Für jeden eine Tasse. Aber vielleicht sei ja für mich noch ein Schlückchen übrig. Hätte sie »Schluck« gesagt, es wäre der Großherzigkeit zu viel gewesen. »Schlückchen«, meinte sie, und »vielleicht«. Nun gut. Es blieb dann tatsächlich noch ein Restschlückchen für den Ersatzkollegen übrig. Aber zu früh gefreut. »Ja, wissen Sie, also hier hat ja jeder seine eigene Tasse und, naja ...« Sie könne ja mal nachschauen und dann murmelt

sie etwas von Pappbechern und Ökologie. Die Suchaktion erstreckte sich dann auch nur auf zwei Regalfächer und wurde mit einer kurzen Äußerung des Bedauerns abgebrochen. Wieder murmelt sie etwas vor sich hin »Pech gehabt« oder so und läßt sich dann gerne in ein Gespräch mit einer anderen Kollegin verwickeln. Jedenfalls bekomme ich hier ohne eigene Tasse und Vorbestellung am runden Montessoritisch keinen Kaffee.

Wenn schon die Lehrer hier so ... – wie dann wohl erst die Schüler drauf sind ...?

4

Von der Freiheit des Chaos

Vom autoritären Lehrkörper meiner letzten Hauptschule abgeschreckt und voller Hoffnung auf mögliche Alternativen im Umgang zwischen Lehrer und Schüler, Schüler und Schüler, Mensch und Mensch, voller Erwartungen auf eine bessere Pädagogik, beginne ich mein Wirken in der Montessorischule. Die Kaffee-Erfahrung mag ein Vorgeschmack dessen gewesen sein, was mich erwartet:

Ich betrete das Klassenzimmer. Nichts Besonderes, mag man denken, aber kaum habe ich den Fuß über die Schwelle gesetzt, landet ein Schuh vor mir. Sein Besitzer hebt ihn zwar auf, beachtet mich jedoch nur kurz und läßt sich weiter nicht beirren. Ein cooles »Hallo« und weg ist er. Dritter Jahrgang Grundschule. Toben, Raufen, Schreien. Ein anderer Schüler scheint mich bemerkt zu haben, spricht sogar mit mir: »Haben wir jetzt Reli?«, fragt er und räkelte sich dabei lässig auf dem Sofa. »Kein Bock«, kommt es aus einer anderen Ecke. Jemand hämmert kraftvoll, ja animalisch gegen die Fensterscheibe, die aus Panzerglas sein muß, denn sie trotzt der Gewalt. Eine kleine zierliche Frau mit »selbstgetöpfertem Seidentuch und gebatikten Jesuslatschen« spricht ganz ruhig mit irgend jemand ach nein, sie flüstert es in den Raum: »Hey, hört doch mal bitte zu, alle Katholischen ...« Ihr Anliegen, die Schüler zu trennen, kann sie nicht durchsetzen. Ich platze und brülle wie zuletzt auf der Bühne meines alten Gymnasiums in der Rolle des Zettel im Sommernachtstraum: »Alle Evangelischen ins

Religionszimmer!!!« Dann verlasse ich fluchtartig den Raum. Mein Schrei muß überzeugend gewesen sein, denn sogleich überholen mich die jungen Protestanten links und rechts – um nicht zu sagen oben und unten – und stürmen den langen Gang der Baracke brüllend hinunter. Ohne diesen Vortrupp hätte ich wohl jenes rettende Zimmer auch nicht gefunden, denn kein Schild, keine Zahl, kein Hinweis hilft dem Neuling. Farben sollen die Wände angeblich zur Unterscheidung haben. Da diese aber alle beschmiert sind, ist es nicht leicht, die jeweils dominierende Farbe auszumachen. Endlich habe ich die richtige Tür entdeckt. Und wieder ein Kreischen, Schlägern und Toben. Sie ist verschlossen. Natürlich habe ich keinen Schlüssel ...

Vorn am Gang steht ein kleiner Junge, abseits der schreienden Schar und hält sich die Ohren zu. »RUUUHE« brülle ich mit mephistophelischem Blick und bin von der Wirkung dieser angeblich vier Buchstaben selber überrascht. Der kleine Junge atmet auf, ein anderer weist mich zurecht: »Unsere Lehrer schreien hier aber nicht.« »ABER ICH!« brülle ich ihn an und er verstummt, für kurze Zeit nur, denn nachdem ein anderer inzwischen den Schlüssel geholt hat und der Raum nun endlich geöffnet werden kann, stürmt der ganze Troß kreischend hinein und erobert binnen weniger Sekunden den Raum. Bälle fliegen durch die Luft und prallen an Köpfen ab. »Hinsetzen! Bälle weg! Ruhe jetzt!« Ganze Sätze würden ihre Wirkung verfehlen.

Das Kennenlernspiel habe ich abgebrochen. Ich versuche es mit der Gitarre und ein paar flotten Liedern. Das hat bisher noch jeder Dritten Spaß gemacht. Keine Chance. Ich versuche es trotzdem und scheitere. Die Kollegin, die ich vertrete, würde immer Geschichten erzählen und sie würden ein Bild dazu malen. »Das nächste Mal«, verspreche ich. Die Stunde ist ohnehin bald vorbei. Ich blättere die Hefte durch. Tat-

sächlich: Kein einziger Eintrag, nur Bilder, mal schön, mal lustlos gekritzelt.

Ich warte auf den erlösenden Gong, auf ein Klingeln oder sonstiges Zeichen, das diesen Horror beenden könnte; vergeblich, das gibt's hier nicht. »Die Stühle müssen aufgeräumt werden. Keiner verläßt den Raum.« Einer gelangt zur Tür, reißt sie auf, alle anderen mit donnerndem Getöse hinterher. Ich selbst trage die entliehenen Stühle ins Nebenzimmer zurück. Eine Schülerin im Rollstuhl sitzt noch an ihrem Platz. »Mich haben die wieder vergessen, die vergessen mich immer...« Ich bringe sie ins Klassenzimmer zurück. »Nicht so schnell«, ruft sie warnend, »ich bin schon oft umgekippt.« »VORSICHT«, brülle ich in den Gang. »Das hören die nicht ...« Ihre Stimme klingt traurig.

Neue Stunde, neues Glück: 1, 2, 3, 4, 5, 6 auf die eine Seite, 1, 2, 3, 4, 5, 6 auf die andere. Wir machen ein Quiz – oh göttlicher Einfall! Es funktioniert und Spaß macht es den Kindern wohl auch. Sogar zwei Stühle werden aufgeräumt – für mich bleiben nur noch drei – welch ein Fortschritt. »Wir sind hier keine Insel der Seligen ...« Ein netter Kollege versucht, mich zu trösten. Das erwarte ich schon gar nicht mehr, aber ein höllisches Durcheinander muß es ja nun auch nicht sein. Der Kollege vermag meinen Kummer zu teilen. Er scheint überhaupt der einzige hier zu sein, der an der Montessoripädagogik bzw. ihrer Umsetzung in den Schulbetrieb vor Ort seine Zweifel hat. Und so philosophieren wir über den ewigen Versuch der Pädagogik, das richtige Maß zu finden zwischen Eingrenzung und Grenzenlosigkeit. Der Blick auf die Uhr mahnt uns jedoch, erneut in die Raubtierhöhle einzutauchen.

Daß die Stunde erst 15 Minuten später beginnt, weil die Kollegin überzieht und die Kinder erst in hektischer Ruhe ihre Freiarbeitsspiele aufräumen müssen, regt mich nicht weiter

auf – im Gegenteil! Nachdem nun zwölf Schüler weitere 10 Minuten brauchen, um einen Stuhlkreis zu bilden, Bälle hinter sich zu lassen, Fäuste zu entkrampfen und Wasserbomben zu entladen, und nachdem dann weitere 5 Minuten im Chaos verschwinden, greife ich zu dem letzten Mittel, dem letzten Strohalm, der mich davor bewahren soll, gänzlich im Sumpf der Nichtakzeptanz zu versinken: »Hefte raus – Diktat!« Ich schreibe ein Gedicht an die Tafel und lasse es abschreiben. Wer ist das nur, der diese kleinen Menschlein da so boshaft anschaut, der ihnen am liebsten allen gnadenlos die Wieder-einführung der körperlichen Zucht an den Hals wünscht? Wer ist das da an der Tafel, den 12 Knirpse so dermaßen aus der Fassung bringen können? Ich weiß es nicht. Ich bin es jedenfalls nicht!

»Das darf man an dieser Schule nicht, so abschreiben lassen zur Strafe und so...« Jörg belehrt mich listenreich und droht gar, den Dietrich zu holen, jawohl, bei dem wolle er sich beschweren. Dietrich ist der Vorname vom Direktor. Nachdem ich ihm in unmißverständlicher Art und Weise deutlich gemacht habe, wer hier der Chef ist, schreibt er.

Die übrigen Wochen verlaufen ruhiger. Ich habe gelernt, mit den Besonderheiten hier zu leben. Ich fange grundsätzlich 15 Minuten später an und beende meine kläglichen pädagogischen Versuche 5 Minuten früher, erzähle ein paar Geschichten und lasse malen, malen, malen.

In den höheren Klassen, und das ist das erstaunlich Erfreuliche, gelingt der Zugang besser. In der 6. und 9. Klasse sind gute Stunden, sinnvolle Gespräche und offene Ohren vorhanden. Vielleicht haben die älteren Montessori-Kinder sich in der Grundschule genug ausgetobt und sind das Chaos leid. Ich erahne, daß ich das Konzept dieser Schule in fünf Wochen nicht durchschaut haben kann. Ich weiß aber ganz be-

stimmt, daß ich bei einem Dauereinsatz hier dem sicheren Herztod entgegengehen würde.

Mein zweiter Einsatz an dieser Schule – ein paar Monate später – verläuft angenehmer, das muß ich fairerweise hinzufügen.

Es gibt sogar Kaffee.

Auch die Schüler scheinen friedlicher geworden. Oder bin ich nur gelassener und gütiger als beim ersten Mal? Ich spüre, wie jede Erfahrung nur eine Momentaufnahme sein kann und ständig durch neue Erlebnisse bereichert wird.

5

Von der Sehnsucht nach gebügelten Hemden

Wenn ich das Bügelbrett aus der hintersten Ecke des Schlafzimmers hole und mich freudig an die lieengebliebenen, völlig zerknautschten Oberhemden heranwage, dann ist das immer ein sichtbares, ja alarmierendes Zeichen dafür, endlich einmal ein unmittelbar erkennbares Ergebnis einer sinnvollen Beschäftigung sehen zu wollen. Was zuvor wie ein alter Putzklumpen aussah, hängt nun ordentlich auf dem Bügel und entfaltet den Duft von Sauberkeit und biederem Buchhalterflair. Was zerknittert war, ist nun glatt geworden – durch meiner Hände Arbeit! Gibt es etwas Schöneres, als nach 12 (in Worten z w ö l f) gebügelten Hemden, des Stehens müde, aber zufriedenen nun den wohlverdienten Kaffee einnehmen zu dürfen!?

Sehen, was man getan hat! Wie ein Taxifahrer, der am Abend Kilometer und Trinkgeld zählt, wie ein Maurer genau feststellt, wie weit er heute dem Richtfest wieder näher gekommen ist, wie ein Arzt am Abend genau weiß, wievielen Menschen er geholfen hat, so brauche auch ich ab und zu etwas Meßbares, ein Ergebnis meiner Arbeit – und sei es nur am heimischen Bügelbrett. Denn was mache ich schon den ganzen Tag: Ich rede über Dinge, die man nicht sieht, über Gott, wenn es gut läuft, über Moses und Jesus, über Mohammed und Nikotin, über Liebe, Sex und Dritte Welt, über Streß und Gewalt, Nächstenliebe und Fremdenhaß. Und dann stehe ich oft nach einem langen Vormittag allein an der U-Bahn, erschöpft vom Reden

und Hören und habe doch keine Ahnung, was all das heute bewirkt hat. Ob es geholfen hat oder nur fades Geschwätz war, ob es nur ein paar Stunden mehr waren im tristen Grau eines Schülerlebens, oder ob ein paar Farbkleckser erkennbar waren.

Mir bleibt nur die Hoffnung, daß doch etwas hängenbleibt und sich einnistet, irgendwo zwischen Seele und Herz.

6

Vom unsichtbar Erkennbaren zwischen Seele und Herz

Blöd sei er, ein Wichser und Ficker. Ein Assi und in die Fresse gehört es ihm, aber ordentlich und nach Scheiße stinkt er auch. Jörg schlägt zurück – nicht nur mit der gängigen Fäkal-sprache, er tritt und fuchtelt wild mit den Armen um sich.

Nur mit körperlichem Einsatz schaffe ich es, die drei Halbstar-ken davon abzuhalten, weiterhin auf Jörg herumzut trampeln – wörtlich gemeint! Ein paar Stinkefinger werden noch gezeigt, dann habe ich den Deckel auf dem Topf der Aggression stark genug befestigt und das Brodeln darunter bleibt verborgen.

Programmänderung: Das Gleichnis vom barmherzigen Samari-ter. Ich erzähle es den Drittklässlern stark verfremdet, so als sei ich der Überfallene, und es hilft mir nur so ein »verschisse-ner Türke«, keiner sonst. Und auch am nächsten Tag besucht mich nur dieser »Kanake« im Krankenhaus. Meine drastische Erzählweise hat sichtlich beeindruckt, und deshalb wollen auch alle gerne die Geschichte nachspielen. Ganz und gar nicht zu-fällig und doch ohne große dirigistische Fingerzeige spielt zu-nächst der so verhaßte Jörg den Überfallenen und die drei Kampfhähne, zwar widerwillig – aber es ist ja nur ein Spiel – die Vorübergehenden. Und einer, der Dritte im Bunde, der Rädelsführer des Knabenkriegs, mimt den helfenden Auslän-der. Der Zerstörer hilft dem Zerstörten auf!

Rollenwechsel, jetzt wird es spannend: Jörg ist der hilfsbereite Ali aus der Türkei und unser Rädelsführer der Überfallene. Selbst im Spiel ist das eine große Leistung für den kleinen Jörg: Gerade seinem ärgsten Feind, der ihm so zugesetzt hat, muß er helfen. Doch auch für den Zerstörer ist es eine Zumutung, ja beschämend. Aber sie schaffen es – beide! Sie spielen zusammen. Nicht frei auf dem Schulhof, nicht auf dem Spielplatz, aber sie tun es, hier und jetzt und es macht nicht den Eindruck, daß sie es nur mit lehrherrlichem Zwang tun. Denn sie spielen gut, ohne zu kichern oder sonstwie aus der Rolle zu fallen. Sie sind ganz konzentriert und ich bin sicher: Streit und Haß ist nicht das, was sie wollen.

Sie spielen Frieden mitten im Krieg. Und vielleicht entdecken sie ja, daß der wirkliche Frieden gar nicht so weit ist. Mit dem Jörg kann man ja spielen! Das wäre ein tolles Lernziel.

Keine Meßlatte verrät mir, ob es erreicht wurde, kein Abfragen der Geschichte kann aufzeigen, ob es geleuchtet hat, zwischen Seele und Herz. In dieser Stunde jedenfalls bleiben die Stindefinger in der Tasche, wird aus der Faust eine helfende Hand, ist das kochend sprudelnde Wasser der Gewalt leicht abgekühlt. Auch in der Pause scheint der alte Streit begraben zu sein. Die Frage bleibt: Wie lange?

7

Von schönen Tagen

Kein Augenrollen, kein »öhhh, der schon wieder«, kein Grollen und Protest, wenn ich den Raum betrete, keine Ablehnung wie einst im Montessori-Paradies. Im Treppenhaus strahlen Kinder, wenn sie mich sehen. Im Pausenhof gleich vier, fünf, die mich belagern und es gut finden, daß die Kollegin noch krank ist.

Drogen, Rauchen: offene Gespräche in der 7.–9. Klasse: Mit sieben habe er angefangen, heute mit vierzehn rauche er weniger, so 10 bis 15 pro Tag. Mit 12 habe sie die erste durchgezogen, aber ihr neuer Freund sei Nichtraucher ... Was tut man nicht alles aus Liebe. «Wie schaffe ich es aufzuhören?» Ein 14jähriger ist ganz verzweifelt. Wir machen Teerversuche mit der Zigarette: Ausblasen in ein abgetrenntes Filterstück. Für Augenblicke lassen wir alle Schulregeln beiseite und werden zu einer kleinen eingeschworenen Gemeinschaft. Die Versuche schockieren. Schwarzer Teer lagert sich ab.

»Ich habe die Bibel mitgebracht.« Die 14jährige Monika hält stolz die Lutherbibel hoch. Großes Staunen. »Was ist das ... darf ich mal anfassen...?« So vorsichtig und ehrfürchtig wie diese Sonderschulklasse hat noch keine Gruppe die Heilige Schrift herumgereicht. Jeder will es mal anfassen, will mal blättern im Buch der Bücher. Was denn da drin stehe, und ich solle doch mal vorlesen. Und so lese ich, lese von den Arbeitern im Weinberg, und die Jugendlichen sitzen da und hören zu.

Ohne methodische Tricks, ohne Verfremdungen, Bilder oder Arbeitsblätter. Ich sitze nur da und lese, wie einst vor hundert Jahren der Großvater bei seinen Enkeln. Und dann reden wir über diesen wundersamen Gutsbesitzer und errahnen etwas von der Gleichbehandlung aller Menschen durch den, der nicht auf unsere Leistung schaut, der Sonderschüler wie Gymnasiasten nach anderen, höheren Kriterien beurteilt, den kein schlechtes Zeugnis in Rage bringt.

Er hat geweht, der Geist und hat vielleicht errahnen lassen, daß da ein Gott ist, der sie liebt.

Was will ich mehr?



Von Ferien, die gar keine sind

Endlich ist Freitag, letzter Schultag vor den Herbstferien. Eine Woche Erholung läßt uns durchatmen – Lehrer und Schüler.

Sandra schenkt mir ein Bild. »Fuer Her Spickler« hat sie daraufgeschrieben. Daß nächste Woche Ferien sind, weiß die Zwölfjährige nicht. Auf dem Schulhof steht sie oft allein, und die Nachricht von der freien Woche berührt sie gar nicht. Keine Freude, eher Traurigkeit: »Da hänge ich doch nur zu Hause rum.«

Philipp wartet wieder an der großen Schultür auf mich, und wir gehen zusammen zur U-Bahn. In den letzten Ferien habe es so viel geregnet, und da lief eben 9 Stunden am Tag die »Glotze.« Ich glaube es ihm aufs Wort. Seine Mutter habe dann abends immer geschimpft, aber jetzt sei sie über die Ferien zu Hause und sie hätten vereinbart: Nur drei Filme pro Tag – einen langen und zwei kurze. Philipp ist 8 Jahre alt.

Nicht erholt, sondern eher freizeitgestreßt werden wir unsere Kinder nach einer Woche wieder in Empfang nehmen, um in der Zeit bis zu den nächsten Ferien zu versuchen, ein paar andere Spuren in ihrem Leben zu hinterlassen.

9

Von Erinnerung und Dankbarkeit

Auf dem Weg zur U-Bahn machen wir wieder Rast am Kiosk. Philipp kauft sich eine Cola und ein Wurstbrötchen. Zu Hause gäbe es erst wieder am Abend etwas zwischen die Zähne.

Während Philipp in der Wohnblocksiedlung aussteigt, fahre ich weiter in mein gutbürgerliches Perlach und bin dankbar für meine eigene Kindheit: Für meine Mutter, bei der es mit-tags immer eine warme Mahlzeit gab, für meinen Vater, der mich nie geschlagen hat, höchstens ein- oder zweimal in all den Jahren, und dann hatte ich es auch verdient; bin dankbar für Haus und Garten, wo ich toben und spielen konnte. Was früher so selbstverständlich war, weiß ich erst heute zu schätzen.

Früher war die Welt für uns bürgerliche Gymnasiasten in Ordnung und die asozialen Hochhausviertel weit weg. Wie wenig Ahnung hatten wir von den wirklichen Problemen unserer Alterskameraden. Hauptschüler kannte ich nur als randalierende rauchende Masse, die unseren Gartenzaun rampolierte, weil unmittelbar vor unserem Haus die Bushaltestelle war, an der sie darauf warteten, in ihre Lernbaracken vor der Stadt gebracht zu werden. Sonderschüler kannte ich gar nicht, nur manchmal liefen mir ein paar über den Weg, wenn ich in ihrem Schulgebäude meinen Gitarrenunterricht bekam. Ich bin dann immer schnell weitergegangen, denn geheimer waren die mir nicht. Wie wenig Platz war auch in unseren kirchlichen La-

bergruppen für sie. Ganz unter uns wollten wir bleiben, intellektuell daherfaseln, ja, das konnten wir gut.

Heute ahne ich, daß es für den kleinen Sven, der froh ist, wenigstens auf der Kloschüssel alleine sein zu dürfen, weil er sonst mit drei Geschwistern, Mutter und Freund in zwei Zimmern lebt, daß es für ihn keine Hilfe ist, zu hören, daß ein Gott immer bei ihm ist. Denn er will nur eines: Endlich mal alleine sein dürfen. Gott läßt dich in Ruhe, muß ich ihm sagen, solange du willst. Aber wenn du ihn brauchst, dann petzt er nicht. Denn jeder Mensch braucht einen Freund, der nicht auf die Nerven geht, und der bleibt, wenn niemand mehr da ist.

10

Von Nestwärme und Coca-Cola

Daß Jugendliche schon in jungen Jahren anfangen zu rauchen, das ist bekannt. Daß sie aber auch täglich ca. zwei Liter Cola trinken und 3–4 Tafeln Schokolade verschlingen und am Abend mit Papa oder Ersatzpapa 2–3 Flaschen Bier leeren, das war auch für mich neu, ja schockierend. »Einzelfälle«, höre ich auf der einen Seite. »Noch untertrieben!«, sagen die anderen. Es wird wohl beides stimmen. Fünf Tassen Kaffee pro Tag. Der 12jährige Carsten lügt nicht. Konsum und Drogen: Ein Hilfeschrei nach Nestwärme und Liebe, nach menschlicher Zuwendung.

Der kleine Orlando ist sieben, sein vernarbttes Gesicht sieht alt aus. Ein Flüchtlingskind aus Bosnien. Sozial schwer integrierbar. Wen wundert das. Die Hand an der Hose ruft er immer nur »Ficker, Ficker« und zeigt jedem seinen Mittelfinger. Und er lacht. Aber er lacht dieses unerträgliche Lachen eines Erwachsenen, eines schadenfrohen Abzockers, kein Kinderlachen, keine befreite Fröhlichkeit. Aggressiv, unruhig und zuweilen versteinert wie ich noch nie zuvor ein Kind gesehen habe. Mein Arm stützt sich eher zufällig an seiner Armlehne ab. Ganz vorsichtig schmiegt er sich daran, verschämt und einsam. Ich nehme ihn auf den Schoß und streiche manchmal durch sein Haar. Er krümmt sich an mich heran und bleibt still sitzen, den Rest der Stunde auf meinem Schoß. Es ist, als sei er zur Ruhe gekommen, könne verschnaufen und den Krieg in ihm ein wenig vergessen. Mehr kann ich nicht tun.

11

Vom Sehen mit dem Herzen

Kein Lehrer steht hier in der Pause am Kopierer. Kein Streit um den Diaprojektor entzweit das Kollegium. Alles ist anders an dieser Schule für Blinde. Alles ist anders und doch so normal.

Hier soll ich unterrichten? Ich schwanke zwischen spannender Herausforderung und bangender Unsicherheit. Was soll ich machen, welche Methoden einsetzen? Werde ich mich richtig verhalten, sie nicht verletzen durch unbedachte Worte?

Ich sitze also an meinem Schreibtisch und muß fast alles Vertraute über Bord werfen: Kein Tafelbild, keine Dias, keine Folien, keine Filme, allenfalls auf Cassette überspielte Reportagen. Was also soll ich in einer langen Doppelstunde machen? Mir bleibt nur die Sprache. Aber 90 Minuten reden? Das geht einfach nicht. Aber was geht dann? Am Ende meines Einsatzes bin ich klüger – mehr und mehr erkenne ich die Weisheit des schönen Wortes von Antoine de Saint-Exupéry: »Man sieht nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.« Und darum soll es doch gehen im Religionsunterricht, um das Wesentliche, das Menschliche und Göttliche in Gott und Mensch. Und darum ging es auch. Und so bleiben fröhliche und traurige, immer aber wesentliche Eindrücke bei mir hängen und begleiten mich bis heute.

Als erstes Fröhlichkeit: Sie sind fröhlich, meine Blinden. Mag sein, daß sie ihr Schicksal immer wieder einholt und sie in

Stunden der Einsamkeit depressiv und verzweifelt sind. Die meisten sind von Geburt an blind. Nie haben sie die Sonne gesehen, nie das neueste Auto-Modell bestaunen können. Oder doch? »Darf ich mir mal Ihren Cassettenrecorder ansehen ...?« Sechs kleine Hände betasten das Gerät von allen Seiten und jeder der Blinden entwickelt wohl sein eigenes Bild vor dem inneren Auge. Das, da bin ich mir ganz sicher, sieht bei ihnen mehr, als bei uns Sehenden.

Es ist Advent. Natürlich zünden wir einen Adventskranz an. Können sie die Kerze auch nicht sehen, so riechen sie doch den Duft der abgebrannten Streichhölzer, spüren die Wärme der kleinen Flammen und wissen einfach: Die Kerze brennt. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich sie nicht mehr. Bei ihnen aber brennt sie bis ich sage: »Ich puste jetzt die Kerze aus.«

Wir spüren die Wärme. Langsam führe ich ihre Hände über die Flamme. Wir denken nach über Gott, den auch ich nicht sehen kann, und der doch für uns alle Wärme in die kalte Welt bringen will. Jesus als Licht der Welt. Hier haben die Grundschüler kein Problem, das zu verstehen. Warum das so ist, bleibt ihr Geheimnis.

Es ist der Tag des Heiligen Martin. Ich gehe mit den Großen zur katholischen Messe. Die Kapelle liegt im Internatstrakt. Viel wird hier vom Licht gesungen. Mir schnürt es fast die Kehle zu, aber die Blinden singen unbeschwert mit. »Wir sehen manchmal mehr als ihr«, sagt mir die 18jährige Julia. Betriebstelefonistin ist sie und hat bereits 95 Bewerbungen geschrieben. Das Ergebnis ist enttäuschend. Bis auf drei Vorstellungsgespräche nur Absagen. Doch auch die drei Hoffungssterne verschwinden schnell wieder vom Himmel. Es scheint für die Betriebe risikoloser und einfacher zu sein, eine kleine Strafe zu zahlen, weil man nicht genug Behinderten eine Chan-

ce gibt, als einer jungen Frau die Möglichkeit zu eröffnen, ihr Leben möglichst selbständig zu gestalten.

Zum Glück entdeckte jemand die musikalische Ader bei Julia – und so lernt sie nun Orgel spielen. Der evangelische Pfarrer hat Angst um seine Orgel und läßt sie nicht üben. Vor allem der Organist sei besorgt, denn sie könne ja gar keine Noten lesen, und diese Punkte auf dem Blatt seien ja wohl ein Witz. Der katholische Mitbruder ist verständnisvoller und nun übt sie dort wöchentlich zum Lobe Gottes und zu ihrer Freude. Daß meine Gitarre verstimmt ist, merkt sie sofort. Einen halben Ton zu hoch seien wir, im Originallied stünde ein C, wir aber sängen ein Cis.

Hören und fühlen, darum geht es hier. Und wir spüren einen Wollfaden in Händen, der uns verbindet wenn jeder ein Stück in Händen hält. Wenn nun einer an seinem Ende zieht, dann haben die anderen genau zwei Möglichkeiten: Nachgeben oder ziehen, auf die Gefahr hin, daß das Band reißt: Alles tun, was ein anderer will oder seinen eigenen Weg gehen, auch wenn es anderen nicht paßt. Nachgeben, damit das Band zwischen uns nicht abreißt, oder sturköpfig bleiben mit all den Folgen – die Übertragungsmöglichkeiten verstehen meine Schüler sofort, denn die Symbolkraft dieser Erfahrung wird unmittelbar erfaßt. Und dann zünden wir eine Kerze an, stellen sie in die Mitte und singen: »Wir zünden eine Kerze an, damit es jeder sehen kann, in unserm Dunkel brennt ein Licht, das sagt uns, Gott vergißt uns nicht ...«

In der Kirche hängt ein Gemälde von der Heilung des Blinden – wie kann man so etwas tun! Gerade diese Geschichte hat hier nichts zu suchen. Zorniges Unverständnis mag die Ironie dieses Bildes bei den Angehörigen der blinden Kinder auslösen, verhöhrend wirken im Angesicht des sich nicht ändernden Schicksals. Bei mir steigt Wut auf, aber ich sollte in-

nehalten: Geheilt werden diese Kinder wohl nicht, doch ihre Seelen werden verbunden und beschützt, damit sie leben können in der Welt der Sehenden, wo nur das zählt, was vor Augen ist. Jesus heilt einen Blinden. Nein, das Bild hat hier nichts zu suchen, ich bleibe dabei, oder doch?

Die Unwichtigkeit des äußeren Scheins ist mir noch nie so deutlich geworden wie hier: Ob der gelbe Pullover zur orangefarbenen Hose paßt, ist völlig unerheblich. Und ob die Haare zu lang, das T-Shirt zu knapp, die Hosen zu weit sind, all das fällt nicht auf, ist völlig unwichtig. Es zählt nichts von dem, was vor Augen ist, gar nichts!

Es ist 17.00 Uhr, der Gottesdienst ist aus und ich finde mich hier nicht zurecht. Sandro führt mich – den Sehenden – durch ein Labyrinth von Gängen zurück ins Religionszimmer. Der Blinde weist dem Sehenden den Weg. Ein unbeschreibliches Gefühl.

Die Stunde wäre um 17.15 Uhr zu Ende, ich will früher Schluß machen, und jeder andere Schüler wäre auch dankbar für gewonnene 15 Minuten. Meine drei Hauptschüler hier wollen aber noch ein wenig mit mir reden. Und so erzählen wir uns voneinander, von unserem Leben, unseren Lieblingsgerichten, unseren Urlaubsplänen. Im Zimmer ist es dunkel. Ich lasse das Licht aus. Sandro räumt derweil den Schrank auf und ich staune, wenn er sagt: »Hier sehe ich gerade ein Arbeitsblatt zum Thema Sekten, machen wir das mal?« Die nächste Stunde ist gerettet. Mit unvorstellbarem Tempo huschen die Finger über die kleinen Punkte, und oft fließender als sehende Schüler lesen sie den Text vor, kein Stocken, kein Murren, jeder will lesen und jeder kann es. Und wer es nicht so gut kann, dem wird geholfen, ohne Lästern, ohne abfällige Bemerkungen.

Ich diktiere etwas ins Heft. Auf Spezialmaschinen tippen sie ihre Punkte. Wie sensibel müssen ihre Fingerkuppen sein; für mich ist das alles nur Fremdsprache.

Wir reden über Advent, über Hilfsbereitschaft, die belastend werden kann. Da haben sie alle etwas zu erzählen: Wie die Leute sie angrapschen und über die Straße ziehen wollen, wie sie sich aufdrängen, um ihr Gewissen zu erleichtern, wie sie tuscheln hinter ihrem Rücken und nicht merken, daß blinde Ohren manchmal weiter reichen und besser hören als andere. Ihre Berichte sind Anklagen an die Sehenden, die ein »nein danke« nicht akzeptieren wollen, weil sie im Blinden kein vollwertiges Gegenüber vermuten. Gleichzeitig aber spüre ich großes Verständnis für uns Sehende, denn woher, so der 16jährige Marcus, sollten wir denn wissen, wie es ihnen ginge. Manchmal, so berichtet er, blieben Passanten stehen und steckten ihm Geld zu – als ob Blindheit mit Bedürftigkeit gleichzusetzen sei.

Sie erzählen und erzählen. Ich höre zu und lerne viel.

Neues Thema: Frage nach mir selbst. Wer bin ich, was sind meine Fähigkeiten, wo liegen meine Schwächen? Ich warte, aber es kommt nicht: Niemand sagt: Ich kann nicht sehen. Die Dunkelheit hat ihren Schrecken verloren. Ich sehe keine leidenden Kinder vor mir, keine mit ihrem Gott hadernden Jugendlichen, sondern Menschen, deren Glaube reifer ist als erwartet. Daß es einen Gott gibt, der sie liebt, wird bei so viel Ausgrenzung in der Gesellschaft existentiell wichtig. Gott läßt ein Licht in ihnen leuchten! Das ist hier kein frommes Gerede sondern tiefe Gewißheit, die ihnen hilft, ihr Leben zu meistern.

Daß Blindheit gerade im Alltag tödliche Gefahren mit sich bringen kann, erzählt der 14jährige Jürgen. Im Sommer hat er mit großem Durst seine Fanta getrunken und dabei eine Wes-

pe verschluckt. Der Notarzt kam zur rechten Zeit. Er müsse eben immer fragen, ob das Glas »O.K.« sei, wird er freundlich belehrt. Es sei aber niemand da gewesen und er hätte so großen Durst gehabt ...

Es sind Alltäglichkeiten, die Blinde und Sehende voneinander unterscheiden. Hier aber in Schule und Internat sind alle gleich.

Es wird auch hier Streitigkeiten und Konflikte geben – wie überall. Aber während meiner Zeit in dieser Schule habe ich nichts davon mitbekommen. Jeder scheint so auf seine Bewegungsabläufe konzentriert zu sein, daß die Langeweile ausbleibt, in der Streit entstehen könnte. Es bleibt keine Energie mehr, andere zu verletzen. Auch in den Klassen habe ich keine Auseinandersetzungen erlebt. Niemand klaut dem anderen einen Radiergummi oder stößt den Nachbarn mit Absicht vom Stuhl. Keine Schlägerei, kein Treten und kein Stinkefinger, keine ausgestreckte Zunge. Auch das Böse wird hier im Zaun gehalten, wird unsichtbar und ein weitaus höheres Sozialverhalten bestimmt den Umgang miteinander: Wie selbstverständlich nimmt der orientierungsstarke Jürgen den schwächeren Marco bei der Hand und führt ihn durch die Gänge; wie selbstverständlich zieht dieser dafür Julius Blatt in die Maschine. Bernd traut sich nicht zu lesen. Die anderen machen ihm Mut und versprechen: »Wir helfen dir.« Woanders hätte es gelaftet: »Der liest doch so beschissen, darf ich lesen?«

Wie stark aber oftmals die Verzweiflung ist, zeigt mir Thomas, der Schmerzen in seinem linken Auge hat und während der Stunde noch zum Arzt muß. In der nächsten Woche gibt es dann keinen fröhlichen Jungen mehr. Sein Auge würde immer kleiner, und das verursache die Schmerzen. Noch könne er wenigstens auf einem Auge hell und dunkel unterscheiden. Aber bald hätte er wohl zwei Glasaugen. Thomas ist fertig und

ich sitze da und kann ihm nichts geben außer mein Mitgefühl, wenn überhaupt ein Sehender diesen Kummer jemals mitfühlen kann. Und so schaue ich in leere Augen, die mich nicht sehen können. Ich bin lieber still, denn jeder Versuch zu trösten, müßte mißlingen. In den Arm nehmen könnte ich ihn. Vielleicht bin ich das nächste Mal so weit.

Erschöpft und dankbar verlasse ich die Schule und kehre zurück in die laute grelle Welt der Sehenden, in eine Stadt, wo jetzt viele Millionen Lichter brennen und den Kommerz für das Weihnachtsfest ankurbeln sollen. Verändert und bereichert, zweifelnder und glaubender zugleich, so beende ich diesen Einsatz hier.

»Ihre Stimme klingt ganz gut, ich glaube, Sie sind ganz O.K.«
Gibt es ein schöneres Lob?

12

Von Schulhausgerüchen und anderen Nebensächlichkeiten

Jede Schule hat ihre eigene Atmosphäre, jedes Schulhaus seinen eigenen Geruch, jedes Lehrerzimmer seine eigenen Regeln. Ist z. B. in einem Raum das Rauchen streng verboten, so würde man sich anderswo direkt aus dem Kollegium ausklinken, hätte man keinen Glimmstengel zwischen zwei Fingern. Ja, man würde die Pause gar nicht überleben, denn bei über 10 Rauchern auf 15 qm bleibt nur das bewußte Eintauchen in den blauen Dunst - so wie man den Knoblauchgeruch der anderen auch am besten übersteht, wenn man selber aus allen Poren duftet.

Der Geruch also: Am schlimmsten ist es morgens um Viertel vor acht, mittags auch, aber morgens ist es am schlimmsten, weil am intensivsten, am prägnantesten, am penetrantesten. Ich bin zur Zeit an fünf Schulen gleichzeitig, will sagen hintereinander, also pro Tag eine Schule. Würde man nun die Gerüche der Schulhäuser aus selbigen herausfiltern, in jeweils kleine Döschen vakuumverpackt mir vor die Nase stellen und dann eines nach dem anderen öffnen: Ich könnte glatt bei »Wetten daß ...« auftreten und jede Geruchsrichtung exakt dem dazugehörigen Schulhaus zuordnen.

Nun, das ist sicher nicht so interessant wie ich es finde, es macht aber einiges deutlich: Denn das erste, was einem in einem neuen Einsatz begegnet, die erste Schulwahrnehmung

noch bevor man Lehrer, Lehrerzimmer, Rektor und Schulkopierer zu Gesicht bekommt, ist der Geruch! Und wenn man dann am Freitag in sein Wochenende startet, dann kann man wirklich kein Schulhaus mehr riechen. Zwei Tage Pause gibt man der so gequälten Nase, erst am Montag entfaltet dann jedes Schulgebäude wieder den ihm eigenen so unverwechselbaren Geruch aus Bohnerwachs, Kreide, zurückgebliebenen Schweißdüften und frisch aufgegossenem Kaffee.

Die Lehrerzimmer habe ich schon erwähnt, auch daß es nicht überall Kaffee gibt. Nun gut. Zunächst einmal gibt es laute und leise Zimmer, man merkt das schon beim Eintreten. Im einen, vor allem an Gymnasien, würdige Stille und geistvolle Konversation, im anderen, vor allem an Grundschulen, quiekende Frauen an einem kleinen Tisch, die noch immer meinen, dreißig Schüler vor sich zu haben und ihre hohen Dezibelleistungen nicht verringern. Manche Lehrerzimmer sind tot, nur dummes bla bla, manche heiter intelligent ohne eitel zu sein. In diesen bin ich am liebsten, denn dort wird am wenigsten geraucht.

Wir kommen nun zum Thema »Sitzordnung«: »Nein, sie können sich setzen, wohin sie wollen, also, ja gut, eigentlich war das mein Platz und wenn es ihnen nichts ausmachen würde ..., schauen Sie, da klebt doch sogar mein Zettel: Sitzplatz Frau Immerhier!«

Es ist überall das gleiche, ob im Reisebus oder im Seminarraum der Universität, ob bei Freunden oder am eigenen Küchentisch: Wo man sich einmal, in der Regel rein zufällig, niedergelassen hat, da bleibt man sitzen und meint wirklich allen Ernstes, einen Rechtsanspruch auf diesen Platz zu haben. Wie aberwitzig! Alte Leute z. B. sitzen auf Kirchenbänken immer an demselben Platz. Aber junge Leute, sonst so flexibel und veränderungsbereit, tun das gleiche in ihren Hörsälen und Klas-

senzimmern. Warum also, und das wollte ich nur damit sagen, warum also sollte es in Lehrerzimmern anders sein.

Die Sehnsucht nach Beständigem, nach Orientierung in Zeiten des ziellosen Wandels, die Flucht in die Geborgenheit des vertrauten Sitzplatzes scheint therapeutische Zwecke zu erfüllen. Und mit einer Selbstverständlichkeit erhebt sich schnell eine ältere Kollegin, weil sie auf Herrn Kullmanns Platz sitzt. So ist das. Und ich sitze als Vertretungslehrer ja permanent auf falschen Stühlen, um nicht zu sagen, zwischen allen Stühlen, denn richtig heimisch darf ich auf keinem werden.

Zu anderen Menschlichkeiten, den Lehrerparkplätzen: Auch hier mag es vertraute Plätze geben, von denen man meint, daß sich die geliebten Vierräder eben gerade auf diesem oder jenem Platz besonders wohlfühlen. Auch hier habe ich schon pathologisches Ausufern erlebt:

Eckplätze z. B., eigentlich Startplätze einer Parkreihe, sind oft für die Chefs bestimmt. Es wagt dann auch keiner, sollte der Rektor außer Haus sein, das eigene Auto auf diesen nun freien Platz zu stellen. Auch bei Krankheit etwa, bei allseits bekannter zweiwöchiger Abwesenheit, wagt es niemand, sein Gefährt auf den Parkplatz des Chefs zu stellen. Der Konrektor, also der zweite Mann, meistens die zweite Frau an der Volksschule, beansprucht nun nicht, wie man erwarten könnte, den zweiten Platz in erster Reihe, nein, das wäre dann doch zu auffällig, und Konrektoren fallen selten auf. Nein, er trägt sein Konrektor-Schicksal hinaus in die Welt und parkt stets als erster in zweiter Reihe. Beide rückwärts übrigens. Ich weiß auch nicht warum, es kann Zufall sein, aber an Zufälle glaube ich nicht mehr, beide parken rückwärts, jedenfalls die beiden netten Herren jener Hauptschule, an der ich längere Zeit »gedient« habe. Man könnte das nun noch weiter psychologisieren. Keine Lust. Genug der rituellen Zwänge!

Rektoren sind eine Spezies für sich. Gut, das sind Maurer und Chirurgen auch, das ist also nichts besonderes. Rektoren aber merkt man es oft nicht an, daß sie welche sind, und das ist interessant.

Manche umhegen einen väterlich freundlich, andere bekommen gerade mal ein gequältes »Grüß Gott« heraus. Die einen bitten mich sofort zu einer Tasse Kaffee in ihr Büro, andere sind froh, selbst noch eine erwischt zu haben. Manche kommen würdig daher mit Schlips und Bankdirektorkragen, andere sehen schon von ferne aus wie ihre eigenen Schüler und sprechen dann auch so. Eingebildet sind viele, besonders an den Grundschulen, vor allem die Frauen, also Frauen als Rektorinnen ..., ich will jetzt nicht weiter darüber reden. Man kennt ja solche Vorstellungen von früher, strenge verbiesterte allein-stehende ältere Damen mit Haarnetz. Also ich kann nur sagen: Das ist gar nicht so »von früher« wie man denkt, punktuell natürlich, nur punktuell.

Zu den Eltern noch ein kleiner Gedanke an dieser Stelle. Also mit denen habe ich ja sehr wenig zu tun, es sei denn, sie unterschreiben Hefteinträge oder Proben oder amtliche Zurechtweisungen für ihre Kleinen. Zuweilen ruft auch so ein Elternmensch an und fragt, warum denn ihre Tochter so schlecht in Religion sei, bei Herrn Pfarrer hätte sie immer eine eins gehabt, da hätten sowieso alle eine eins gehabt. Weil sie stinkendfaul ist, warum denn sonst, ist dann meine zugegebenermaßen pädagogisch wenig wertvolle Antwort. Manche Eltern jedoch nehmen es mit der Betreuung ihrer Kleinen noch genauer:

13

Von Prinzen, Prinzessinnen und der Reise nach Sodom

Die Aufsichtspflicht beginnt um 7.45 Uhr. Dann ertönt im Grundschulhaus das erste Mal am Tag ohrenbetäubend dieser schrill klingelnde Wecker, der Lehrer und Schüler unmißverständlich daran erinnert, daß die Nacht nun endgültig vorbei ist und in 15 Minuten der Ernst des Lebens, Lehrens und Lernens beginnt. Diese Viertelstunde ist in der Regel nicht sehr angenehm, denn die Zielfiguren sind längst quietschfidel, laut, nervig und aggressiv. Und so ist der verbeamtete Raubtierbändiger froh, wenn um acht Uhr erneut der ohrenbetäubende Wecker ertönt, und er die kleinen Lebensgeister durch bloße Stimmgewalt, Morgenlied, Gebet oder andere Tricks zur Ruhe bringt.

In einer Lehranstalt aber ist das anders: Mitten in Münchens Nobelviertel beginnt das Chaos erst nach acht Uhr, denn dort schleichen um 7.45 Uhr noch die Eltern herum. Mütter vor allem, und was für welche! Mit Hüten und Nerzen, mit Fellen und Broschen, mit Ringen und Fingernägeln aus Gold. Sie bringen ihre Kinder nicht nur bis zur großen Schultür, nicht nur bis ins Klassenzimmer, nein, bis auf den Platz, ziehen Jäckchen aus und ordnen auf Schultischen Hefchen und Stiftchen für die bevorstehende Unterweisung.

Eine Mutter zieht ihrer Prinzessin noch schnell die rosa Schleife im Haar zurecht, eine andere ermahnt ihren Prinzen, auch ja

das Pausenbrot zu essen, und während hinten zwei Make-up-Figuren sich die neuesten Ohrringe vorführen, steckt eine andere ganz vorne ihrem Kind noch schnell eine Milchschnitte zu.

Entfernt sich dann endlich eine Mutter aus dem Müttergeschwader, fängt der oder die bis dahin Behütete sofort an zu toben, zu kreischen und kneifen, was natürlich die noch anwesenden Damen zu fragenden Blicken in Richtung Lehrerpult bewegt, hinter dem ich still und leise Platz genommen habe. Ihre Blicke ahnen nichts von den Exzessen der eigenen Töchter und Söhne, zu denen diese fähig werden, haben erst einmal alle Mütter um Punkt 8.00 Uhr den Raum verlassen und damit ihre Schützlinge unverrückbar meiner gnädig-gestrengen Lehrerhand unterstellt.

Während manche Kinderlein immer noch stumm und im Parfümnebel der entschwundenen Mutter verharren, machen andere sich Luft und ziehen als erstes den viel zu dicken Wollpullover aus, legen die rosa Schleife ab und beginnen lauthals zu toben und treten, boxen und raufen wie in anderen Schulen auch – nur eben eine Viertelstunde verspätet.

Jetzt also beginnt für sie die wirkliche Schuleingewöhnungsphase: Wir räumen die Tische zur Seite und spielen die »Reise nach Sodom«, und für ein paar Minuten dürfen die Kinder wirklich Kinder sein, und ich, das größte Kind von allen, genieße diese ausgelassene Heiterkeit.

Und während sie um die Stuhlreihen laufen und nur darauf warten, daß ich mit dem Gitarrespielen aufhöre, damit sie schnell einen Sitzplatz erwischen, frage ich mich immer wieder, was mir lieber ist: Eltern, die ihre Kinder links liegenlassen, Kinder also, die sich alles im Leben erkämpfen müssen, allem voran Liebe und Anerkennung, oder Eltern wie diese hier,

die mit Liebe und Geld ihre Kinder erdrücken, wo kaum Luft zum Atmen, kaum Zeit zum Kindsein bleibt. Meine Schützlinge jedenfalls lassen sich im Spiel ein wenig befreien und der Tag kann beginnen. Sechs lange Stunden, dann ist Schluß.

Und während ich mich um ein Uhr zum Lehrerparkplatz bewege, ziehe ich vorbei an den großen Empfangskomitees. Man könnte denken, die Bayerische Staatsregierung tage gerade und die Fahrer warteten auf ihre Minister und Staatssekretäre, um sie mit ihren großen Wagen zum Lunch zu fahren. Dabei sind es nur kleine Prinzen und Prinzessinnen, die hier in schwarze Daimler steigen, den Wollpullover wieder angezogen, die rosa Schleife wieder im Haar, wenn auch etwas verzogen, so doch intakt. Und die Mütter sind auch wieder da, mit Hüten und Nerzen und Fingernägeln aus Gold. Und ganz vorsichtig nur gestatten sie eine leichte Umarmung, ein zartes Begrüßungsküßchen, damit das Make-up nicht verschmiert. Und so manche Hose wird abgeklopft, denn die Autositze sind empfindlich und nicht gedacht für lebendige Kinder, sondern für kleine Prinzen und Prinzessinnen, für kleine Erwachsene, die funktionieren müssen.

Der Pädagoge hingegen, endlich am Parkplatz angelangt, begibt sich erschöpft hinter das Steuer seines Kleinwagens, winkt dem einen oder anderen Prinzen noch zu, grüßt zuweilen auch die eine oder andere Dame von Welt, fährt dann aber zielstrebig zu Freddy an die Bratwurstbude und sagt: »Einmal Currywurst mit Pommes – heute extra scharf.«

14

Von Aufsichtspflichten und was man dafür hält

Daß ein Pausenhof mit über 500 Kindern für drei Aufsichtspersonen zu unübersichtlich ist, leuchtet ein. Daß aber diese drei in einer Ecke stehen und wie beim Frauentreff zum Nachmittagskaffee nur über Mode und neueste Strickmuster faseln, über Eltern und Schüler herziehen, das ist doch bedenklich. Ein Nestbeschmutzer bin ich, was soll's, ich bin ja auch oft nicht besser, aber es gibt wirklich Grenzen der Toleranz: Ein Mädchen rennt zur Aufsicht und meldet, daß ein Junge an der Hand blute. »Soll herkommen, und außerdem ist deine Jacke wirklich schön, Linda, wo hast du die nur gekauft?« Mag sein, daß so etwas tagtäglich passiert und so manch blutende Hand entpuppte sich im Laufe eines langen Lehrerlebens als kleine Schramme. Aber für das Kind ist es eine blutende Hand und Tränen müssen immer getrocknet werden.

Der Pausenhof ist ein Studienort für Psychologen und Pädagogen, jedenfalls könnte er es sein. Man sieht einiges, schaut man nur hin: Vergnügte Kinder, zwanzig Minuten befreit von der Last, stillsitzen zu müssen, übermütig zuweilen, aber selten wirklich bössartig. Viele Raufereien, Gewalt auch, aber in der Grundschule wird das noch sofort der Pausenaufsicht gemeldet. Es sind wirklich immer die gleichen, die stehlen und prügeln, blutige Nasen haben und solche verteilen. Man muß sie manchmal mit körperlicher Kraft und unter Anwendung des lehrherrlichen Gewaltmonopols davon abhalten, ihre über-

schüssigen, aufgestauten Energien an anderen abzulassen. Manche kommen präventiv in rektorale Sicherheitsverwahrung, was ihre Gewaltbereitschaft nur noch verstärkt.

Ich drehe meine Runde im Pausenhof und lasse mir erklären, warum alle nur auf dem Asphalt spielen, niemand aber auf dem schönen großen Rasen daneben. Der sei ausschließlich für den Sportunterricht und dürfe sonst nicht betreten werden. Ich komme bei der Kaffeerrunde vorbei und höre, wie ein Mädchen zurechtgewiesen wird: »Hollox kannst du zu deinen Mitschülern sagen, zu den Lehrern sagt man ›Grüß Gott‹.« Wenn ich später ihr korrektes ›Grüß Gott‹ mit einem verschmutzten ›Hollox erwidere, wird sie die Welt wohl gar nicht mehr verstehen – oder um es psychologisch auszudrücken, in kognitive Dissonanz geraten, in der sie die Chance hat, selbständig zu werden und Charakter zu bilden.

Ein Junge fragt mich nach einem Taschentuch, ich gebe es ihm, werde jedoch von einer Kollegin schroff darin unterbrochen: »Was die sich alles erlauben, da sollen die Eltern dafür sorgen, daß die Kinder ihre eigenen Tempos mitbringen, wer bin ich denn, denen ein Taschentuch zu geben ...« Mein Hals wird noch dicker, bedenkt man, daß dieselbe Kollegin sich von einer Schülerin den Schirm für die Pause geliehen hat, weil ihrer offensichtlich der Vergeßlichkeit anheim gefallen ist. Ich meine: Ich kann nur das von meinen Schülern verlangen, was ich selber bereit und fähig bin zu geben. Verlange ich pünktliches Erscheinen, dann kann ich nicht über zehn Minuten auf dem Gang stehen, mit anderen Kollegen reden, und mich dann über sich verspätende Schüler beklagen. Lege ich Wert auf eine saubere Heftführung, dann kann der Schüler auch einen sauberen Tafelanschrieb erwarten. Hier liegt, das gebe ich zu, meine größte Schwäche, denn ich schreibe so, daß selbst Grundschüler mich ermahnen, deutlicher zu ›kritzeln‹. Und dann: Aufsicht heißt auch: Anteil nehmen am Leben der Schülerinnen

und Schüler – vor, während und nach dem Unterricht, heißt auch, sie begleiten und darauf achten, daß einfachste Regeln des Zusammenlebens eingehalten werden. Glaubwürdig kann ich dabei nur sein, wenn die Regeln auch von mir akzeptiert und befolgt werden.

15

Vom Petzen und übleren Dingen

Mich kann so leicht nichts aus der Fassung bringen!

Was für ein Satz. Bedenklich, wenn einem langsam aber stetig alles egal wird, wenn man sich im Laufe seiner täglichen Arbeit in der Denkfabrik Schule, in der die Kinder Fließbandarbeitern gleich, ein ums andere Fach durchjagen, wenn man sich also hier an alles gewöhnt, an alles, gegen das vor Jahren noch Herz und Sinne rebelliert haben. Bedenklich, verständlich aber auch. Denn man muß sich gewöhnen, will man auch nur annähernd so gesund bleiben wie die 7%, die bis zum vollen Rentenalter durchhalten. Man muß sich gewöhnen an die Fäkalsprache der Schüler – man muß sie ja nicht gleich übernehmen, was hier und da auch geschieht. Auch an Lehrer muß man sich gewöhnen, die heute noch tausendmal »Ich darf nicht laut sein« schreiben lassen, selber aber kein Maß kennen, das ihre Stimme bändigen könnte.

An zwei Dinge aber dürfen wir uns niemals gewöhnen: an Ungerechtigkeit und Gewalt. Wenn ein Schüler gehänselt wird, verspottet und verhöhnt, wenn ein anderer geschlagen wird, verprügelt und verjagt, wenn ein Kollege handgreiflich wird, so sehr ich es ihm auch oft nachfühlen kann und so locker die Hand auch selbst manchmal sitzt, und so berechtigt es auch immer sein mag: Wir dürfen uns nicht gewöhnen, sonst haben wir verloren, sonst haben wir versagt!

Am gefährlichsten ist jedoch ein ganz anderes Phänomen, etwas, das mir bei meiner Reise durch die Münchner Schullandschaft immer wieder begegnet ist. Es ist kein typisch schulisches, eher ein gesellschaftliches Phänomen, aber Schule ist auch Gesellschaft und zwar vor allem Gesellschaft der Zukunft, und gerade darum muß man wachsam sein: Petzen klingt zu verharmlosend, zu kindisch, petzen klingt nach Schule – ist aber nichts anderes als denunzieren, verraten. Und den Verräter erwartet eine Belohnung – auch in der Schule.

Man mag es psychologisch erklären können: Daß Kinder, die gelernte Regeln einhalten, die Sanktionierung der Regelübertretung durch Autoritätspersonen einfordern. »Wenn ich das nicht darf und nicht tue, der andere es aber tut, dann muß er bestraft werden, denn sonst tue ich es das nächste Mal auch.«

»Strafe und Gehorsam« als Motor des Handelns. Bei kleinen Kindern ist das ganz natürlich, doch dabei darf es nicht bleiben. Es ist unsere Aufgabe, ihnen zu helfen diese Stufe zu überwinden. Richtig und gut ist es, wenn der zehnjährige Mathias berichtet, wie die Erstklässlerin Monika in der Pause vom »schweren Peter« aus der 5. Klasse geschlagen wurde. Ein Zeuge meldet hier eine Körperverletzung und das ist gut und ein klarer Fall für eine sinnvolle Bestrafung des Täters. Um solche Fälle aber geht es nicht. Um was aber geht es dann?

»Der hat mir den Radiergummi weggenommen, der da vorne kaut Kaugummi, Jochen hat heute sein Heft vergessen, Petra hat geraucht, Sven das Schulhaus in der Pause nicht verlassen, usw, usw ...«

Es geht um das tägliche Anschwärzen beim Lehrer, um das sich beliebt machen auf Kosten anderer. Und dieser Hang zum Kameradenschwein nimmt eben nicht mit zunehmendem Alter ab – im Gegenteil, auf sehr subtile Weise nimmt er zu,

wird leise und versteckter, dafür aber hinterhältiger, nicht mehr so offensichtlich, dafür aber spitzer und gemeiner. Kurzum: Je älter die Schüler werden, desto mehr passen sie sich der Welt der Erwachsenen an.

Das Anschwärzen von Statusgleichen bei Vorgesetzten zum Zwecke des eigenen Vorteils hat es schon immer gegeben. Und gerade in jüngster deutscher Geschichte konnte ein Staatsapparat nur deshalb so tadellos grausam sein Teufelswerk entfalten, weil es große und vor allem kleine Denunzianten gab, die in jenen braunen Jahren Mißtrauen säten unter den Menschen. Für den Verrat eines Judenversteckes an die Gestapo gab es zwar zuletzt nur noch eine Stange Zigaretten, aber was war schon ein Leben wert?

Im Osten dann bekam der treue Stasispitzel eine Westreise. Auch in der DDR konnte jeder Nachbar ein Verräter sein. Überzogen mag dieser harte Vergleich erscheinen und mit dem Schulleben nichts zu tun haben. Mag sein. Aber alles muß klein beginnen. Schon Kurt Tucholsky prophezeite in den Zwanzigern: »Wer heute Bücher verbrennt, verbrennt morgen auch Menschen.« Wer heute merkt, daß es sich lohnt, Mitschüler zu melden, die ihre Hausaufgaben nicht gemacht haben, der wird auch später leichter bereit sein, einen Kollegen beim Chef zu denunzieren.

Doch nicht nur der ist zu verurteilen, der andere verrät, auch und gerade der macht sich schuldig, der dem Verräter die Anerkennung gewährt. Wenn die Schule ein Spiegelbild der Gesellschaft ist, dann steht es schlecht um uns: Durch und durch autoritär strukturiert, fast ausschließlich leistungsorientiert und beziehungsarm. Und dazu: Wer petzt, kommt weiter.

»Der da vorne kaut Kaugummi.« Und jetzt darf er es erst recht weiterkauen, weil du ihn verpetzt hast. Aufruhr im Kollegium:

»Wie soll denn ein Kind lernen, Regeln zu beachten, wenn es sich nicht darauf verlassen kann, daß Übertretungen sanktioniert werden, ja wenn es sogar noch eins drauf bekommt, wenn es eine Übertretung meldet?« Ich lasse das nicht gelten: Erstens habe ich das seit Schülergenerationen ungeschriebene Verbot des Kaugummigenußes noch nie verstanden, und zweitens, das ist viel entscheidender, muß ein Kind lernen, zwischen sinnvollen und unsinnigen Regeln zu unterscheiden. Es muß lernen, Körperverletzungen zu melden, Kaugummikauen aber nicht. Wo ein Regelverstoß niemandem schadet, sollte es Sache des Schülers und der Lehrkraft sein, sich darum zu kümmern. Einer Einmischung von außen bedarf es hier nicht. Letztlich geht es darum, blinden Gehorsam zu überwinden und selbständiges Denken zu fördern. Das Kind muß lernen, auf sich selbst zu achten, auf andere Rücksicht zu nehmen, Schwächere zu beschützen, ohne sich zum Aufpasser aufzuspielen.

»Der hat mir den Radiergummi geklaut ...« Das Kind muß lernen, Konflikte selbst zu lösen, und nicht gleich Autoritäten zu bemühen.

»Simon hat seine Hausaufgaben nicht gemacht, Martin hat sein Heft vergessen, Svenja hat beim Beten Grimassen gezogen.« Tagtägliche kleine Petzereien, kleine Anfänge von Unkameradschaftlichkeit, die vielleicht in der Grundschule noch altersgemäß verständlich sein mögen, die es aber gilt, zu überwinden. Wie tief das Denunziantentum aber verwurzelt ist in den Köpfen der Schüler und natürlich auch der Lehrer, und in welchem Maß es gerade durch diese gefördert wird, zeigen einige Beispiele aus meiner Praxis:

I.

In der Hauptschule in X-Dorf gibt es eine Schülermitverwaltung, kurz SMV genannt. Was sich als demokratische Mitbe-

stimmung ausgibt, entpuppt sich als Instrument im Rahmen eines autoritären Systems: Die sechs Schüler der SMV haben nämlich fast keine andere Aufgabe, als die Lehrer bei ihren Aufsichtspflichten zu unterstützen. In der Praxis sieht das so aus, daß sie mit Armbinden, auf denen SMV steht, am Schulhofausgang stehen und alle Mitschüler aufschreiben, die das Schulgelände zum Rauchen oder ungestörtem Reden verlassen wollen. Jeder, der den weißen Strich übertritt, wird notiert. Am Ende der Pause wird der Zettel den beiden Aufsichtslernern übergeben, die bis dahin genüßlich ratschend in einer Ecke standen, ohne sich umzusehen. Die Capos werden schon kommen, mögen sie denken, und da hilft es auch nichts, wenn der Rektor beinahe täglich zur korrekten Erfüllung der Aufsichtspflicht mahnt. Im ersten und zweiten Stock sind ebenfalls jeweils zwei Neuntklässler plaziert, um jeden zu notieren, der nicht spätestens fünf Minuten nach dem Gong im Pausenhof ist. Als Martina ihre Freundin Sonja im Klassenzimmer erwischt und sie nach der Pause ordnungsgemäß dem Rektor meldet, ist es mit der Freundschaft für mehrere Wochen vorbei.

Anerkennung beim Rektor zu Lasten der besten Freundin. So fängt es an ... Irgendwann versöhnen sich die beiden wieder und Martina gibt ihren undankbaren Job auf.

2.

Der zwölfjährige Jens kommt zwei Minuten zu spät zum Unterricht. Petra steht sofort auf und sagt »Ich geh' schon ...« Nur mit voller Autorität kann ich sie davon abhalten, zum Rektor zu gehen und Meldung zu machen. Petra ist Klassensprecherin und das gehöre zu ihren Aufgaben. Welch Perverterierung dieses wichtigen Amtes. Der Klassensprecher als Hilfs-sheriff. Bis vor kurzem mußten noch alle Lehrkräfte dem Rektor in der ersten Pause mit genauer Minutenangabe alle mel-

den, die zu spät zum Unterricht erschienen sind. Bis vor kurzem heißt: Sie haben es lange Zeit auch getan.

3.

Eine Sonderschule im Problemstadtteil Y: Yasmin hat eine Liste vor sich. Jeder, der ihrer Meinung nach den Unterricht stört und vom Lehrer ermahnt werden sollte, bekommt einen Strich. Am Ende der Woche übergibt die Neunjährige der Klassenlehrerin die Liste und freut sich über die Bestrafung der Strichesammler. Yasmin hat viele Freundinnen – aber sie hat auch Feinde, und das nicht zu knapp. Ich verbiete die Liste in meinem Unterricht. Die Klasse wird unruhig, es ist schwer, in einem autoritären Umfeld demokratische Prozesse in Gang zu setzen.

Irgendwie muß auch ich überleben und schließe den faulen Kompromiß: Ich führe meine Strichliste selber und bei drei Strichen droht Nacharbeit. Einen erwischt es und wir reden am Nachmittag über ihn, seine Mutter, die trinkt und den Fernseher, der immer läuft. Eine Seite schreibt er noch ab. Es sei ein tolles Nachsitzen gewesen ...

4.

Zwanzig Drittklässler für fünf Minuten ruhig zu halten, weil man noch schnell zum Kopierer muß, ist eine Zirkusnummer. Ich bitte um Ruhe, auch wenn so manche Kollegin schon gemeint hat, das Wort »bitte« könnte ich mir hier ruhig abgewöhnen. Monja springt gleich auf und will an der Tafel jeden aufschreiben, der stört. Ich schicke sie wieder an ihren Platz und wir einigen uns auf die Regel: Jeder paßt auf sich selber auf. Es hat funktioniert, wenigstens heute.

Als Fachlehrer hat man einen schweren Stand. Während der Klassenlehrer tagtäglich seine Schützlinge mehrere Stunden

pädagogisieren kann, ihre Eigenarten und Neigungen, ihre Tricks und Scherze, ihre Vorzüge und Schwächen kennenlernt, muß der Fachlehrer in nur zwei Wochenstunden diese Beziehungsarbeit leisten. Je nach Beliebtheit des Klassenlehrers hat er es dabei mal leichter, mal schwerer. Unmöglich aber ist es nicht. Manche Fachlehrer schaffen in kurzer Zeit das, was Klassenleiter das ganze Schuljahr nicht fertigbringen: Den richtigen Ton zu finden, die gleiche Wellenlänge herzustellen, kurzum: Vertrauen aufzubauen.

Andere wiederum gehen völlig unter und werden zum Ventil für unterdrückte Energien.

Gut gemeint liegen dann z. B. Fachlehrerhefte aus, in denen man das Fehlverhalten der Schüler für die Klassenleitung festhalten kann, der dann eine angemessene Bestrafung zusteht: »Peter kam heute eine Minute zu spät – ohne Entschuldigung, Jackie hat in Englisch keine Hausaufgaben gemacht, Simone war heute sehr frech zu mir. Auch nach mehrmaligem Ermahnen setzte sie sich nicht ordentlich auf ihren Platz ..., Svenja hat Marion angerempelt, ich mußte laut werden.« Man könnte sagen: Kindergartenhaft – wenn es nicht so beängstigend deutsch wäre.

Vertan die winzige Chance der Fachlehrer, Vertrauen zu wecken. Vertan die Chance, eigene Wege zu gehen und mit der Klasse einen gemeinsamen Nenner zu finden. Das ist leicht gesagt. Ich bin selbst Fachlehrer und oft genug auf die Hilfe der Klassenlehrer angewiesen, weil ich sonst im Dickicht des Chaos' untergehen würde. Der Job ist hart, zugegeben. Verständnis also, und doch ist es ein Armutszeugnis, daß der einzige Ausweg aus dem Dilemma »Schule« im Rückfall in autoritäre Strukturen zu finden sein soll, in denen die alten Sekundärtugenden Ruhe, Ordnung, Sauberkeit wieder der Pädagogen erste Pflicht sind.

Doch es gibt sie gottlob ab und zu, die kleinen Verträge zwischen Lehrern und Schülern, die kleinen Abkommen, von denen niemand wissen muß. Wenn ich der 9a erlaube, in der letzten Viertelstunde Englisch zu üben, weil eine Schulaufgabe ansteht, dann kann ich eine halbe Stunde gut arbeiten. Und das ist viel! Manchmal gestatte ich sogar, die vergessenen Hausaufgaben vom Nachbarn abzuschreiben. »Wie du mir, so ich dir« lautet das Motto:

»Verbietest Du mir, abzuschreiben, mache ich es heimlich oder störe Deinen Unterricht. Meldest Du mich dann dem Rektor, ist es aus mit dem Vertrauen und ich erzähle Dir nichts mehr von meinen Problemen, Fragen und Sorgen. Hast Du aber Verständnis und erinnerst Dich vielleicht an Dein eigenes Herzklopfen, als Du damals oft ohne Hausaufgaben in die Lateinstunden mußtest, ja dann mache ich vielleicht sogar mit bei der nächsten Gruppenarbeit und schmiere nicht nur herum.«

Kein lahmer Pauker mit dem man alles machen kann, ein verständnisvoller aber, der die Bedürfnisse der Schüler achtet, ohne seine eigenen vernachlässigen zu müssen – das möchte ich sein. Es stimmt nicht, daß der Lehrer am längeren Hebel sitzt. Wenn er sich nicht mit der Klasse verbündet, hat er verloren. Ich aber will gewinnen und will, daß auch meine Schüler gewinnen. Keiner verliert! Leider klappt das nur selten. Aber versuchen will ich es immer wieder.

16

Vom Reiz der ersten Stunde

Es ist immer wieder eine kleine Premiere gepaart mit etwas Lampenfieber: Unzählige »erste Stunden« gibt man als Springer von Schulhaus zu Schulhaus. Und so schön es auch ist, Klassen über längere Zeit zu begleiten, so reizvoll ist es doch immer wieder, das erstmal vor einer neuen Klasse zu stehen. Fast vier Jahre Springerdienst, da kommt einiges zusammen:

Meine kleine Statistik:

12 Schularten: Grundschule
Hauptschule
Realschule
Gymnasium
Förderschulen: Lernförderung
Sehbehinderung
Geistige Behinderung
Landesblindenschule
Sprachheilschule
Montessorischule
Gesamtschule
Rudolf Steiner Schule

63 Schulen

221 Klassen/Religionsgruppen

221 erste Stunden mit Spannung und Ungewißheit: Erwarten, Hoffen, Bangen. Wie beliebt ist der Kollege, den ich hier

vertrete? Manche Schüler fragen jede Stunde und es kratzt auch jede Stunde ein wenig an mir: »Wann kommt endlich Frau Müller-Vogel wieder, die ist viiiieel besser ...!« Andere dagegen machen keinen Hehl daraus, daß sie Herrn Hulper-Kahn noch lange die Krätze an den Hals wünschen und daß es mit seiner Genesung ruhig noch länger dauern könnte. »Sie sind viel besser als der ...!« Natürlich freut mich das und diese Spanne von 1 bis 6 wird es wohl immer geben.

Am wichtigsten sind die ersten Minuten, ja Sekunden. Wenn es da gelingt, das Eis zu brechen, Vertrauen zu gewinnen ohne sich anzubiedern, freundlich zu sein ohne die Leitlinien eines geregelten Miteinanders zu mißachten, dann ist die erste Etappe schon erfolgreich zurückgelegt worden.

Für mich ist Humor das beste Mittel, dieses Ziel zu erreichen. Durch Spiel und Gesang, durch Witz und Spaß, durch ehrliches Lachen und nicht durch billiges Gelächter versuche ich, den Herzen der Kinder ein wenig näherzukommen. Mögen sollen die Kinder mich. Gut, ich bin eitel, aber was ist schlimm daran? Und es ist nicht nur das: Was sollen sie mit einem Religionslehrer, der trübe und mürrisch ist? Das bringt der Alltag ohnehin oft mit sich, aber vornehmen will ich mir die Heiterkeit und Leichtigkeit – auch und gerade in der Schule. Jesus hat bestimmt viel gelacht und war fröhlich in seinem Glauben an Gott. Das will ich vermitteln: Glauben und Leben, Lernen und Lachen gehören zusammen. Und ein Pauker, mit dem man lacht, kann nicht der schlimmste Gegner sein.

Erste Stunden sind immer für Überraschungen gut. So verwundern mich die acht Mädchen einer 4. Klasse nicht wenig, als sie nach Morgenlied und Dankgebet vor dem Kreuz, das in jedem bayerischen Klassenzimmer immer noch hängt, in die Knie gehen und mindestens ein oder zwei Minuten in absoluter Stille verharren, den Kopf tief nach unten geneigt. Keine

katholische Klosterschule, eine Münchner Stadtschule in Schwabing – evangelischer Religionsunterricht.

Nach und nach stehen sie wieder auf und setzen sich brav auf ihre Plätze. Schweigend lasse ich sie gewähren. Verwirrt und doch beeindruckt. Natürlich bin ich froh über solch eine »brave« Klasse. Aber die Mädchen werden lernen müssen, daß brav sein allein im Leben nicht reicht und daß zur Selbständigkeit auch mal der Mut zu unangepaßtem Verhalten gehört.

Vor jeder ersten Stunde geht mir so manches durch den Kopf, viele Fragen, viele Nebensächlichkeiten, die auf mich zukommen werden, Fragen, die für Sekunden dieses Lampenfieber ausmachen, das man als Schauspieler vor der Premiere hat, das man auch als »springender Relilehrer« vor jeder ersten Stunde kennt:

Wie sind die Klassen – groß oder klein, eher mit Jungen oder mit Mädchen besetzt, ruhig oder chaotisch, friedlich oder aggressiv? Wie ist der Klassenlehrer: Ruhig oder aggressiv, jung oder alt, verbittert oder voller Ideale? Wie auch immer, es wird nicht ohne Wirkung auf die Schüler bleiben. Und wenn man eine chaotische Klasse hat, dann tut man gut daran, den Klassenlehrer aufzusuchen und mit ihm zu reden. Und kennt man seine Art der Pädagogik, seinen Stil und sein Wesen, dann kann man auch leichter die Kinder verstehen.

Auch ob er männlich oder weiblich ist, wird zur bedeutsamen Angelegenheit. Neulich sagte mir eine Schülerin: »Sie sind unser erster richtiger Lehrer. Bisher hatten wir nur blöde Lehrerinnen ...« Auch die Kolleginnen freuen sich zuweilen über männliche Verstärkung, denn die ganze Erziehung im Primarbereich liegt gewöhnlich in Frauenhänden. Kinder, und da stimme ich zu, brauchen aber in einer immer vaterloser wer-

denden Gesellschaft auch und gerade den Mann als Bezugsperson, als Pädagogen – und nicht erst am Gymnasium.

Eine wichtige Frage ist die nach den Schulen, genauer nach den Schulhäusern. Sind sie groß oder klein, großstädtisch kalt und verdreckt oder dörflich gemütlich? Wie sind die Rektoren, wie die Kollegen und vor allem:

Wie funktioniert der Kopierer? Da ist mir dann alles andere so ziemlich egal, aber der Kopierer muß funktionieren und vor allem frei zugänglich sein. Machen wir einen Exkurs in die komplizierte Welt der Vervielfältigung:

Erstens: Funktioniert das Gerät überhaupt? Ist diese Frage mit JA beantwortet, dann stellt sich sogleich die zweite: Wieviel darf man kopieren, soviel man will, oder gibt es gar Blattzuteilung am Anfang des Schuljahres und jeder legt seine eigenen leeren Blätter ein. Was tue ich dann als Springer, wenn der erkrankte Kollege seine Blätter in seinem Fach im Lehrerzimmer verschlossen hält? Oder muß man sich die Blätter abgezählt im Rektorat selber holen? Muß man sich in Listen eintragen oder gibt es gar eine Chipkarte mit Einheiten? Dann allerdings sollte man als Vertretungslehrer schnell sein, denn das Sekretariat macht zuweilen um 11 Uhr zu und die Kollegen hüten ihre Karten wie das eigene Leben. Am schlimmsten ist es, wenn man den Kopierer gar nicht selbst bedienen darf, sondern dem Hausmeister vor 8.00 Uhr schon seine Kopierblätter bringen muß. Das wird besonders schwierig, wenn man erst um 8.45 Uhr zum Unterricht kommt und der Hausmeister gerade unterwegs ist und auch im Rektorat kein Zweitkopierer steht. Teilweise wirklich unzumutbar, welche Arbeitsbedingungen die Kollegen über sich ergehen lassen. »Ja«, höre ich dann oft, »ich kopiere in der anderen Schule, das war hier schon immer so.« Nichts ändert sich, so ist unsere Mentalität.

Wie sind die Räumlichkeiten? Pilgert man von Klasse zu Klasse, was nicht immer das schlechteste ist, oder haben die Schüler ein eigenes Religionszimmer? Diese Räume sind nicht immer so vorteilhaft, wie man denken könnte. Tafel, Diaprojektor und Tageslichtschreiber, Kreide und Lehrerpulte sind keine Selbstverständlichkeit.

Kalt und ungemütlich sind sie oft, die Religionszimmer. In manchen möchte ich nicht mal als Toter aufgebahrt werden, so heruntergekommen und ausgemustert sieht es da aus.

Mit den Türschildern fängt es schon an. Im Musikzimmer zu unterrichten geht ja noch, im Physiksaal wird es schon schwieriger: Höhenverstellbare Tischplatten, die jede Konzentration zunichte machen. Meistens aber steht gar nichts auf dem Türschild, bestenfalls noch »Ausweichraum.« Auch in der hintersten Ecke des Kellers habe ich schon unterrichtet. Lediglich zwei kleine Fensterluken gab es, ein Ventilator sorgte lärmend für ein wenig Sauerstoff. Heizungsrohre führten quer durch den Raum. Da ist es keine Seltenheit, bei Schnee und Eis in Sommerkleidung dazusitzen.

Die Tische und Stühle sind in diesen Abstellausweichkammern übrigens immer entweder zu groß oder zu klein, zusammengestückelt, ausgemustert und gerade noch für Religion gut genug.

Eine sehr wichtige Frage betrifft noch die verehrten erkrankten, schwangeren oder kurennden Kolleginnen und Kollegen: Wie ist ihre Theologie, wie ihr Verständnis der biblischen Botschaft? Wie haben sie den Kindern die Geschichten vermittelt? Haben sie eher ein fundamentalistisches Bibelverständnis, wovon in den Grundschulen in der Regel auszugehen ist, oder versuchen sie wie ich, die Ergebnisse historisch-kritischer Bibelexegese auch schon für die jüngeren Schüler altersgemäß aufzuarbeiten?

Fragen über Fragen gehen mir durch den Kopf. Neugierig und mit der nötigen Experimentierfreude nehme ich dann meinen Stadtplan zur Hand und meine erste bange Frage ist immer: Kann ich die Schule gut mit den öffentlichen Verkehrsmitteln erreichen? Freude dann, wenn das Auto sich nicht durch den Münchner Berufsverkehr quälen muß.

Von Kleinigkeiten, die keine sind

Immer wieder die Frage: Was kann man bewegen, was verändern, in Gang setzen, was vorantreiben im Denken und Handeln der Kinder und Jugendlichen, die einem im Zwangskorsett des schulischen Stundentaktes für kurze Zeit anvertraut sind?

Sicher weniger als wir wollen, aber sicher mehr als wir glauben.

Marisha z. B.: Nach Morgenlied und Dankgebet steht sie auf und wirft ihre Banane in den Müll. Nein, sage ich, sie sei nicht schlecht, nur weil sie schon etwas angebräunt ist, im Gegenteil, sie sei sehr reif und süß und lecker und viel besser als die knallig gelben im Tengemann-Regal. Meine Belehrung wird erst akzeptiert, als ich die Banane wieder raushole und jedes Kind mit geschlossenen Augen riechen lasse. Wer als erste probieren will, ist klar: Marisha kostet und ihr »hmmm, schmeckt ja super ...« hat dem Pädagogen für kurze Zeit zu einem Erfolgserlebnis verholfen.

Andere Ereignisse lassen mich erstarren vor Hilflosigkeit und Wut. Wenn die junge Kollegin in einer verletzenden Art und Weise auf die kleinen Zwerge von Erstklässlern einbrüllt, sich auch ja gut in Religion zu benehmen: »Sagen sie es mir, wenn einer böse ist, und immer hier...« Den Daumen drückt sie bei ihrem »hier« nach unten. Druck heißt das und kein Pardon.

Pardon, Gnade vor Recht, das sollte gerade in Religion gelten: Nein, wer jetzt noch stört, bekommt einen Verweis, da gäbe es kein Pardon, sage ich in der 8. Klasse Hauptschule. Und meine 27 Schüler sind still, und die Oberquerulanten bleiben es auch, denn sie wissen: Ich mache ernst. Nur Mark kapiert es nicht und hat Pech. Verweis! Ich muß durchgreifen, sonst gehe ich unter, werde unglaublich und gelte als Typ, mit dem man alles machen kann. Mark aber bricht in Tränen aus und fleht mich an, den Brief an die Eltern zurückzuziehen. Keine Chance, wenn ich jetzt nachgebe, habe ich verloren. Nein, es bleibt dabei!

In der Pause kommen die Klassensprecher zu mir. Mark sei immer noch am Weinen und ob er nicht irgend etwas abschreiben könnte, nachsitzen oder so, aber er hätte soviel Angst vor seiner Mutter.

Was soll ich tun? Ich lasse Mark kommen und erkläre ihm mein Problem. Nein, er ist nicht der Hauptstörer, er ist ein netter Kerl, der einfach Pech gehabt hat, weil er nach meiner Warnung weitergeredet hat. Krebsrote Augen und ein fleckiger Hals, Angst vor Hausarrest und Schlägen durchbebt seinen ganzen Körper. Elend komme ich mir vor. Ich habe keine Chance und ziehe den Verweis zurück. Er würde mit den anderen reden und er will allen sagen, daß sie nicht mehr stören sollen. Dankbar verspricht er mir, sich zu bessern.

Überängstlich gehe ich dann in der kommenden Woche wieder in die Klasse. Habe ich verloren, restlos meine Autorität verspielt? Ich kann es nicht fassen: Es wird die beste Stunde von allen. Ruhig und konzentriert, kein Wort mehr über den Vorfall, eine Stunde zum Vorzeigen, für Beurteilungsbesuche bestens geeignet.

Gnade vor Recht – und vielleicht gerade dadurch die eigene Würde nicht verspielt.

Mal wieder Pausendienst am Montagmorgen: Plötzlich steht Alex neben mir. Zittert am ganzen Körper, alle Muskeln angespannt in Gorilla-Angriffshaltung. Er fletscht die Zähne und ist kurz vor der Explosion. Meine Kaffeetasche gebe ich schnell an irgendeine Schülerin, die gerade vorbeiläuft, denn sollte ich ihm zu nahe kommen, schlägt er garantiert um sich. Und dann sehe ich sie: Fünf »obercoole« halbstarke Drittklässler kommen wie in einem schlechten Western auf uns zu. Als ich mich vor den Verfolgten stelle, ziehen sie ab, noch ehe ich eine Befragung durchführen kann. Mit Schimpfwörtern und beleidigenden Gesten sind sie schnell verschwunden. Fünf gegen einen. Alex steht mit dem Rücken zur Wand. Dann schreit er und weint. Nur langsam lösen sich seine Verkrampfungen. Vorsichtig fahre ich ihm mit der Hand über den Kopf. »Und wo sind deine Freunde«, frage ich taktlos und er weint wieder, aber gelöster, offener, das Weinen ist wie eine Befreiung, die nach der Verzweiflung kommt. Nein, sagt er dann, er habe keine Freunde und das sei das schlimmste, noch nie habe er einen Freund gehabt. Das sei schon immer so gewesen und auf dem Schulhof stünde er immer alleine herum.

Was kann ich ihm geben? Morgen bin ich schon nicht mehr hier und Alex bleibt allein zurück. In solchen Momenten möchte ich gerne bleiben, möchte helfen können, denn viele Probleme lassen sich nicht in Minuten lösen, brauchen Zeit – doch die habe ich nicht, und ich werde mir der Grenzen meines Berufes, gerade als Springer, als Wanderer zwischen den Schulwelten sehr schmerzlich bewußt.

Daß seine Kindheit besser werde, daß er Freunde finden möge, wenigstens einen, das ist mein Nachtgebet an diesem Tag.

18

Vom Glauben an Gott und was davon bleibt

Eine schwierigere Frage kann man einem Religionslehrer wohl kaum stellen, eine sinnvollere aber sicher auch nicht: Warum glauben sie an Gott?

Ich bin gefordert. Die Frage ist sehr persönlich. Ob ich überhaupt glaube, wovon ich die ganze Zeit rede? Die 15jährigen stellen mir die Gretchenfrage: Wie hältst Du es mit der Religion? Und das ist gut so. Doch eine Antwort zu geben, fällt nicht so leicht, wie man es von einem Religionslehrer erwarten könnte.

Aber es ist eine wirkliche Frage, und das ist schon ein sehr wichtiger Punkt. Denn zumeist fragen sie doch schon gar nicht mehr. Je länger die Schule sechs Stunden am Tag und 30 Stunden die Woche den jungen Menschen Wissen in die Gehirne stopft, und je randvoller diese werden mit Formeln und Fakten, mit Algebra und anderem Unsinn, desto weniger Fragen werden gestellt.

Und in der 9. Klasse haben sie längst erkannt: Die Schule antwortet auf Fragen, die wir gar nicht gestellt haben, doch das, was uns umtreibt, das bleibt außen vor.

In Deutsch mag man richtig lesen und schreiben lernen, und das ist wichtig, auf jeden Fall. Aber die richtigen Worte zu finden,

wenn der Nachbar seine Probearbeit oder Schulaufgabe vermasselt hat, das lernt man nicht. Oder wie man mit dem ersten Liebeskummer fertig wird, solche Fragen bleiben offen. In Biologie mag es ganz lustig sein, die Fortpflanzung der Bienen und Kaulquappen zu analysieren. Wie man ein Kondom richtig benutzt und welchen Wert die Pille hat, lernt man dagegen wohl eher auf dem Schulhof – immer noch, denn wenn der Biolehrer in der 9. Klasse damit anfängt, ist es manchmal schon zu spät und ein neuer Erdenbürger ungewollt unterwegs.

In der Schule geht es um Wissen, Fakten und Definitionen. Mit der Bewältigung des täglichen Lebens hat das alles nur sehr wenig zu tun, denn da geht es um Gefühle, Erfahrungen, und Sinn. Und weil Schüler merken, daß dieses in der Schule keinen Platz hat, haben sie aufgehört, danach zu fragen. Doch sie sind da, die Fragen. Ich erinnere mich an sehr wertvolle Stunden über den Sinn des Lebens. Ganz undidaktisch hatte ich gefragt:

Was ist für dich der Sinn des Lebens?

Und es entstanden spontane Gespräche, Fragen, Zweifel und auch hier: Was ist denn nun für Sie der Sinn des Lebens? Und immer wieder: Warum glauben Sie an Gott? Keine Formel, kein Wissen, keine Definition wird abverlangt. Ich selbst bin herausgefordert, nicht mal meine Fachkompetenz als Religionslehrer.

So ist es oft im Religionsunterricht und gerne sollen sie hier ein Ventil haben für all die Fragen und Nöte, die sie umtreiben: Ist mit dem Tode alles aus? Ich habe Angst, nicht versetzt zu werden! Warum gibt es so viel Leid in der Welt? Was wird aus unserer Natur? Mein Freund will mit mir schlafen, was soll ich tun? Meine Eltern schlagen mich, ich haue lieber ab. Und dann wieder: Warum glauben Sie an Gott?

Hat man es geschafft, die Schüler zu dieser Offenheit zu bewegen, sie aus der Frustration des Schulalltags herauszukitzeln und ihnen das Gefühl gegeben, daß es in Religion ganz anders zugehen könnte, wenn alle mitmachen, dann wird man den gestellten Fragen nicht mehr Herr, dann kommt so viel heraus, so viel Verborgenes, Ungelöstes, so viel Unterdrücktes. Man könnte dann nur noch zuhören – und reden würden sie! Man könnte ...

Was soll ich antworten auf die Frage nach Gott? Daß ich so erzogen wurde? Das wäre nur die halbe Antwort und überzeugen würde sie erst recht nicht. Daß ich Gottes Spuren in meinem Leben festgestellt habe? Das wäre theologisch erst mal zu ergründen. Also gebe ich die Frage zurück an die Jugendlichen. Nicht als Ausweichmanöver, mehr als erster Antwortversuch, zunächst selbst zu überlegen, was Glaube an Gott sein kann. Und so reden wir darüber, was uns hilft, an Gott zu glauben, und was uns immer wieder an Gott zweifeln läßt.

Mehr Fragen als Antworten. Gute Gespräche und am Ende die verwunderte Erkenntnis, daß auch ihr Lehrer oft mit dem göttigen Gott im Angesicht des Leids der Welt seine Schwierigkeiten hat.

Keine Fakten, keine Definitionen, und doch der Versuch, das Unsagbare zu benennen:

»Ich glaube an Gott, weil Gott existiert.«

Wieder eine Formel, doch eine Definition, aber so uneindeutig und verschwommen, und dennoch für mich die einzig schlüssige Antwort: Ich glaube auf unerklärliche Weise und ohne jeden Beweis, allen Widerständen zum Trotz, weil in mir eine tiefe Gewißheit unerschütterlichen Vertrauens ist in eine

Kraft, die mich umfängt und eine Liebe, die mein Leben erst möglich macht.

Wir gehen dann zusammen diesem Satz des Theologen Heinz Zahrnt nach und entdecken, daß man Glauben nie erklären kann, nur wagen, ausprobieren! Über Gott im Religionsunterricht kann man nicht so reden wie über Friedrich den Großen in der Geschichtsstunde.

Solche Stunden wie diese gehen immer ohne greifbares Ergebnis zu Ende. Kein Lernziel wurde erreicht, keine Fakten können in der nächsten Stunde abgefragt werden. Und doch: Junge Menschen haben nach Gott gefragt, nach Sinn und Ziel des Glaubens.

»Im Religionsunterricht sollte es unsere Aufgabe sein, so zu unterrichten, daß das Gerücht von Gott nicht gänzlich verstummt« Dieses bescheidene Ziel nach Prof. Fraas ist heute erreicht worden. Das genügt.

19

Von Noten und anderen Grausamkeiten

Schon auf dem allerersten Elternsprechtag, die Buben und Mädchen haben gerade mal sechs Wochen Schulzeit hinter sich, gibt es Mütter und Väter, vor allem aber Mütter, die nach allen lebenswichtigen Anweisungen über Größe, Farbe, Dicke und Berandung der neu zu erwerbenden Schulhefte, nach Belehrung über Haus- und Kleiderordnung zur Kernfrage vordringen wollen und mit ängstlichem Blick, mit Bangen und Zittern diese dann auch stellen:

Schafft mein Kind den Sprung auf das Gymnasium?

Das sei zu früh, will da mancher Pädagoge erwidern. Aber man kenne das Kind doch schon über sechs Wochen, da müsse doch eine erste Prognose möglich sein. Die Verzweifelte läßt nicht locker.

Vier Jahre lang, vier lange Jahre wird diese Frage zum ständigen Wegbegleiter derer, die sich noch riesig auf die Schule freuen. Bald werden sie merken: Hier geht es nicht um mich, hier geht es nur um meine Leistung.

Keine Zeit mehr für Spiel und Spaß, Druck von Anfang an – Leistung und Konkurrenz, das wird erlernt. Fürwahr, die beste Vorbereitung auf unsere Wohlstandsleistungskonsumkonkurrenzgesellschaft!

Um den Einstieg etwas zu erleichtern, erteilt man in den ersten zwei Jahren noch keine Noten. Dafür gibt es Bildchen, Stempelchen und Sternchen: eine lachende Sonne für gute, einen Regenstempel für schlechte Leistungen, ein Sternchen für die schlechten, zwei für die mittelprächtigen und drei für die guten Schüler. Und einer bekommt dann den Zusatzstempel für das schönste Bild von allen.

Und schon geht es los: Wieviele Sterne hast du? Was, nur zwei, ich hab aber drei. Und Jens mit seinem einen Stern und dem verschmierten Bild wird immer kleiner und schaut verschämt zur Seite.

Da kann man gleich Noten geben, diesen Zirkus kann man sich sparen.

Ja, wie wollen Sie denn die Schüler zum Arbeiten anhalten, wie wollen Sie denn motivieren?

Ja, so jedenfalls nicht – und ich mache es trotzdem. Wie soll ich auch in dieser Schulwelt, wo alles auf Leistung und Noten fixiert ist, Selbstkontrolle und Eigeninitiative fördern? In dieser Gesellschaft ist das kaum möglich. Und selbst in Waldorf- und Montessorischulen gelingt das schwer. Denn sobald die Kinder den Ort der Seligen um ein Uhr mittags verlassen, finden sie sich wieder in einer Welt, wo Leistung, Konkurrenz und Konsum die obersten Maximen des Lebens bilden.

Die Arbeiter im Weinberg sind da wie ein Stachel im Fleisch:

Dem schönsten Bild verspreche ich einen Preis und zum Schluß bekommen auch Sven, der nie sein Heft dabei hat und alle anderen ein Stückchen Schokolade. So ist Gott zu uns! Wer wir auch sind, was wir auch leisten oder tun, seine Liebe gilt allen gleich! Gut, das mag unserer herrschenden Arbeits-

ethik widersprechen. Es ist ja auch nur ein kleiner bescheidener Versuch, einen winzigen anderen Akzent zu setzen und den Verlierern zu sagen:

Euch mag er am liebsten, denn er hat ja selbst mal verloren, sogar sein Leben. Doch dann kommt die Auferstehung! Aber das führt jetzt zu weit.

Du kannst etwas, kleiner Jörg! Vielleicht nicht rechnen und schreiben, dafür aber malen und singen! Und du bist der erfolgreichste Schüler, kleiner Max, weil du keine Mauer aus Butterbrotkästen und Federmäppchen zwischen dir und deinem Nachbarn aufbaust. Du bist die größte, kleine Svenja, weil du dem Thommy hilfst, einen Bären zu malen. Doch all das wird nicht viel zählen, später, wenn du älter bist, oder doch?

Vielleicht lernen wir ja bis dahin etwas dazu, vielleicht.

»Gott zieht vor uns her, ist der Weg auch schwer.« Dieses schöne Lied von Peter Jannsens singe ich immer noch gerne in der 3. bis 6. Klasse. Es fällt den Kindern nicht schwer, zu abstrahieren, und so wird dann auch immer wieder die nächste Probearbeit als solch schwerer Weg bezeichnet. Vor Proben wird am meisten gebetet, da ist die Angst am größten, da brauchen sie den lieben Gott. »Gott soll machen, daß ich eine eins schreibe.« Nein, muß ich dann sagen, das macht er nicht, das machst du selbst – oder auch nicht. Gott mag dir helfen, daß du ruhiger wirst, dich konzentrieren kannst, das war's dann auch schon. Und wenn es doch daneben geht, gibt Gott dir Kraft, mit der fünf nach Hause zu gehen, ist auf dem schweren Weg von der Schule bis zur Wohnungstür bei dir. Gott ist kein Zauberer, aber in dir darf eine Kraft wachsen, ein Vertrauen zum Leben, zu dir selbst, eine Ahnung: Ich bin wertvoll.

»Die Eltern fragen mich gar nicht mehr«, erzählt eine Kollegin aus der vierten Klasse, »ob ihr Kind für das Gymnasium geeignet ist oder nicht, sie wollen nur noch wissen, auf welchem der drei umliegenden es wohl am besten zurechtkommen könnte!« Realschulen kämen kaum in Betracht. Die gibt es ja ab der 5. Klasse bayernweit auch nur vereinzelt. Und Hauptschulen fallen in der Regel gleich aus: Da bloß nicht hin, zu diesen Halbkriminellen. Sonderschulen haben merkwürdigerweise einen etwas besseren Ruf, wahrscheinlich weil die Eltern, deren Kinder dorthin müssen, oftmals schon froh sind, der Heimeinweisung entgangen zu sein. »Die in der Hauptschule«, so eine Kollegin, »die können ja noch nicht mal ihren Namen schreiben, oder?« Was soll ich dazu sagen? Doch das Gefälle von Gymnasium, Realschule und Hauptschule macht sich letztlich sogar bei den Gehältern bemerkbar: Während ein Gymnasiallehrer mit den Gehaltsstufen A 13, 14, 15 usw. die Karriere machen kann, bleibt ein Hauptschullehrer auf A 12 hocken und hat zudem: Schwierigere Schüler, mehr Unterrichtspflichtstunden, kurzum: einen härteren Job. In Mark und Pfennig wird der Wert berechnet ...

»Aha, Lehrer bist Du, aber warum denn nicht gleich für das Gymnasium, da bist Du ja schön dumm. (Oder hat das »Abi« vielleicht nur für das Hauptschullehrerstudium gereicht?) Ach Religionslehrer. Ach, mein Gott Du Ärmster, kein leichter Job oder? Ja, Du machst auch schon so einen sozialen Eindruck. Na ja, irgendwer muß es ja machen, da hast du recht. Und Ferien hast Du ja auch immer, also dann ist es doch irgendwie ein lauer Job, oder? Aber trotzdem: Für mich wär' das nichts ...«

Freundschaft und Liebe sind mehr als BMW und Feinkost Käfer!

Das ist meine Botschaft, gerade in der Haupt- und Sonderschule. Doch ich weiß selbst: Was man nicht hat, das will man,

und was man sich wirklich leisten kann, davon kann man auch leichter wieder lassen. Was war ich froh, endlich mein erstes eigenes Auto fahren zu können, und was bin ich heute dankbar für jede streßfreie Fahrt in der S-Bahn.

Erich Fromm hat uns Deutschen einst eine abgöttische Liebe zu toten Gegenständen bescheinigt. Und Gustav Heinemann galt ja sehr schnell als linker Vogel als er bekannte: »Ich liebe nicht mein Land, ich liebe meine Frau.«

Diese Liebe zu allem Lebendigen, zu allem, was den Geist Gottes in sich trägt, diese Liebe will ich ein bißchen schmackhaft machen.

Dieser faule Hund, dieser faule. Nein, er sei nicht dumm, nur faul eben, sonst hätte er die Deutschprobe locker geschafft. Und beinahe mit sadistischem Vergnügen wird eine fünf unter die Arbeit gemalt. Mir geht es manchmal ähnlich, aber oft sind es doch ganz arme Würstchen, verängstigt und gelähmt von der Fülle des Stoffes.

Wenn ich z. B. nach zwei Wochen mal wieder die Wohnung auf Vordermann bringen will, dann kenne ich das auch: Wo soll ich anfangen, es ist alles zu viel, ach, das schaffe ich ja nie, da brauche ich Wochen, nein, dann fahre ich lieber ein wenig ins Grüne. Und schon bleibt die Arbeit liegen, und nichts geschieht.

Diese lähmende Faulheit ist doch ganz menschlich, aber zuweilen eben doch verhängnisvoll. Denn eine fünf in Deutsch heißt: Kein Gymnasium, wahrscheinlich kein Studium, das ganze Leben hängt oft nur von ein paar Zahlen ab.

Und wenn ich dann die abgekauten Nägel und Bleistifte sehe, die drohenden Mütter und Lehrerstimmen vernehme – und

oftmals meine eigene noch dazu –, dann wundert es mich nicht, daß es auch diesmal wieder danebengegangen ist.

Vor so vielem kann man Angst haben im Leben: vor Krieg und Gewalt, vor Krankheit und Tod. Vor ein paar Lernzielkontrollen aber, wo die Schüler doch nur das ausspucken, was sie in zwei Wochen wieder vergessen haben, davor Angst zu haben, müßte nicht sein. Warum müssen wir – gerade in der Grundschule – ihre Seelen damit belasten? Und wir Lehrer? Wir werden doch auch ab und zu kontrolliert. Wie gehen wir damit um?

Nein, da muß ich ein neues Kapitel anfangen, das ist zu lustig, zu traurig und doch wieder so typisch menschlich zugleich:

20

Von Schulräten und Lehrerängsten

Wer das nicht erlebt hat, der glaubt es nicht. Was so ein komischer Schulrat mit Schlips und Kragen bewirken kann. Schulräte haben übrigens immer Schlips und Kragen. Falls eine Schulrätin kommt, was selten genug ist in Bayern, dann hat sie zumindest Schulterpolster und Sackojäckchen – meistens kariert, um nicht zu sagen kleinkariert.

Viele sind, so schätze ich, Schulräte geworden, weil ihnen die Arbeit an der Front nicht mehr gelingt, weil sie einen ruhigen streßfreien Job wollen und keinen täglichen Kleinkrieg. Nichts dagegen zu sagen, aber zumeist sind das die schlimmsten: Viel zu lange ohne Praxiserfahrung, meinen sie, die Pädagogik erfinden zu haben. Und all das Nägelkauen und all die schlaflosen Nächte vor Prüfungen, die wir unseren Schülern zumuten, selbst aus dem Studium noch zu gut kennen, all das ist plötzlich wieder da, wenn der Schulrat kommt.

So manche Kollegen sind nicht mehr wiederzuerkennen, und ich war auch schon kurz davor, eine junge Frau im Lehrerzimmer nach ihrem Namen zu fragen, weil ich sie zuvor noch nie hier gesehen hatte. Dabei war es meine gute Kollegin Sonja, nur elend geschminkt, mit tiefem Ausschnitt und neuer Frisur und eine Zigarette jagte die andere – denn in einer halben Stunde sollte der Schulrat kommen.

Herr Müller erscheint zum ersten Mal mit einem Schlips in der

Schule und ich wette, er hat ihn sich gestern neu gekauft, oder es ist der berühmte Sonntagsschlips für zwanghafte Nachmittagsbesuche bei der Schwiegermutter. Müller mit Schlips jedenfalls, das ist ein Bild zum Schreien.

Frau Jost hat immer eine Vorzeigestunde dabei, falls der Schulrat unangemeldet kommt. Und Frau Hopp rennt schon zum dritten Mal zum Klo – aber wehe einem Schüler, der in der Pause das Pinkeln vergessen hat ...

Der Rektor treibt alle Kollegen um 7.45 Uhr pünktlich in die Klassen. Ohne Schulrat stünde man noch eine halbe Stunde ratschend auf dem Gang.

Ohrenbetäubend dann die Lautsprecherdurchsage, die alle Schüler zu ordentlichem Verhalten im Schulhaus ermahnt. Leise gehen, nicht laufen und keine lauten Gespräche im Treppenhaus. Beim Finanzamt wird es ähnlich zugehen.

Schulrat Dr. Möchtegern fährt vor und parkt sein Gefährt nicht etwa auf dem Lehrerparkplatz sondern mitten auf dem Schulhof, gleich vor dem Eingang. Jeder Hausmeister wäre explodiert, aber Herrn Dr. Möchtegern sollte man nicht verärgern.

Stell dir vor, sage ich zu Sonja, die heute dran ist, stell dir vor dieser Möchtegern hat Durchfall und weil er es nicht so schnell geschafft hat, da ...

»Ich bin der Schulrat«, schallt es mir in die Ohren. »Angenehm, Spilker«, sage ich, »aber ihren Namen habe ich nicht richtig verstanden.« Kann ich auch nicht, denn der Herr geht davon aus, daß man ihn kennt. Nein, mich habe er nicht zu prüfen, sage ich, das mache der Dekan oder so und ich weiß genau:

Wenn ich dran bin, werde auch ich morgens Baldriantee trinken und meine Gefährtin wird sagen, ich sei doch der beste Lehrer von allen und trotzdem werde ich eine Zigarette nach der anderen rauchen und sicherlich nicht in den ältesten Hosen zur Schule fahren. Und sicher werde auch ich hinterher sagen, es sei doch alles gar nicht so schlimm gewesen.

21

Von Toiletten und der Schwierigkeit seine Notdurft zu verrichten

Dieses Kapitel ist wirklich ein Kapitel für sich, aber ich würde es nicht niederschreiben, wenn ich es nicht an bayerischen Grund-, Haupt- und Förderschulen so erlebt hätte:

Ein Klo ist ein Klo, sollte man denken. Und wer das Bedürfnis hat, der geht dort eben hin. Weit gefehlt! Denn was nun für Lehrer noch relativ einfach ist – fast überall gibt es abschließbare Lehrertoiletten – das ist für Schüler nicht selten eine schwierige, zuweilen auch sehr peinliche Prozedur. Es fängt damit an, daß viele dieser Örtchen abgeschlossen sind und nur zu den Pausen auf Antrag geöffnet werden, oft sogar nur in der ersten großen Pause – wegen der Schmierereien und Rauchereien, wie es heißt. Nun bin ich der Meinung, daß ein Klo ein Klo ist und kein Wohnzimmer. Sicher darf man eine Schultoilette nicht mit einem Universitätsörtchen vergleichen. Da nämlich haben die Türinnenseiten wahrlich kommunikativen Charakter – von Bert Brecht-Gedichten bis hin zu Kontaktanzeigen ist alles vorhanden. In der Hauptschule dagegen steht vielleicht »Nazis raus« oder »Petra ist eine dumme Fotze« an der Wand. Und sollten wirklich mal Hakenkreuze die Wände verdrecken, dann macht man eben in der nächsten Geschichtsstunde einen Ortstermin am Örtchen.

Nun gut, sicher ist ein sauberes Klo schöner, keine Frage, aber die Sauberkeit geht eben doch manchmal zu Lasten der Per-

sönlichkeitsrechte, zu denen ich die Entleerung der schülereigenen Blase durchaus zähle.

Wer sich aber nicht an die verordneten Pinkelzeiten hält, wen die Blase mitten im Satz des Pythagoras drückt oder die Binde während einer Biologieprobe vollläuft, der ist auf die Gnade des Pädagogen angewiesen.

Natürlich nutzen viele das auch aus und reden, knutschen, rauchen oder trödeln. Das läßt sich nicht vermeiden, aber nach einer Weile blickt man als Lehrer schnell durch – es sind doch immer dieselben, auf die man sich nicht verlassen kann. Grundsätzlich sollte aber gelten: Wer pinkeln muß, muß pinkeln. Basta!

Aber was tun, wenn das Klo zu ist und ich als armer Aushilfslehrer keinen Schlüssel habe. Ich schicke das Bürschchen also von Zimmer zu Zimmer – in der Hoffnung auf eine nette Kollegin, die ihm weiterhelfen kann.

Es gibt auch Toiletten, die gar keinen richtigen Griff haben, nur so einen runden Knopf. Da braucht man dann sogar in der Pause einen Schlüssel und die Erlaubnis zum Betreten des Raumes. Das ist dann wirklich sehr kompliziert. Denn kaum ist jemand drin und die Tür fällt zu, kommt ein anderer nicht mehr rein. Der drinnen besitzt den Schlüssel und wenn er eine größere Sitzung hat, dann ist die Pause vorbei und die Warteschlange vor dem Klo wird von der Aufsicht in die Klassen getrieben. Und wer dann zu spät kommt, wird angepflaumt – und alles nur, weil dieses blöde Klo besetzt war.

Wenn man es genaunimmt, dann könnte man Statistiken anfertigen, wer wie lange und wie oft muß!

»Was, du warst doch erst in der kleinen Pause, jetzt bleibst du sitzen!«

»Wie oft ich muß, geht Sie gar nichts an!«

Einen solchen Schüler würde ich bewundern, ehrlich!

Nun, der liebe Gott hat auch mich nicht mit der größten Blase dieser Erde ausgestattet und meinen Frühstückskaffee bringe ich oft noch vor der ersten Stunde weg, ich versuche es zumindest. Denn auch ich bin schon herumgerannt, weil kein Kollege in Sicht war und alle Klos verrammelt. Wie auf dem Rummelplatz oder auf dem Friedhof kommt man sich da vor, da sucht man auch ewig herum. Als Mann kann man sich dann immer noch an irgendeinen gnädigen Baum stellen. In der Schule geht das nicht, und ins Waschbecken ...? Nein, das geht dann wohl doch nicht. Wenn die Schülerklos offen sind, dann gehe ich dahin. Ich frage doch in meinem Alter nicht mehr, ob mir jemand gnädigerweise die Toilette aufsperrt. Hab ich auch schon getan: »Ja, aber nur wenn es schnell geht, wissen Sie, ich habe jetzt Sport und da brauche ich den Schlüssel wieder.« Nein, ich pinkel in dieselbe Rinne wie meine Schüler.

Der Besuch dieser Örtchen ist dann aber doch immer sehr abenteuerlich und da verstehe ich einerseits diese Abschließerei, andererseits kriege ich wieder diesen heiligen Zorn:

Verkackt und verpißt – fast wie auf dem Oktoberfest.

In 80 % aller von mir getesteten Örtchen gibt es keine Seife, keine Handtücher – weder aus Stoff noch aus Papier, auch keinen Handfön. Toilettenbrillen sind auch nur noch vereinzelt anzutreffen und ein etwas gepflegterer Schüler wird daher im Halbstand seine Notdurft verrichten, dabei natürlich den Rand vollmachen. Ihn reinigen kann er aber nicht, denn es fehlt die berühmte Bürste. Sollte er Glück haben, und etwas zum Säubern des Gesäßes vorfinden, dann kann er froh sein, nicht die

Klotür gegen den Kopf geballert zu bekommen, denn abschließen kann man das Örtchen schon längst nicht mehr.

Es ist also ein trauriges Kapitel und ich kann nur jedem Schüler raten, seinen Darm so zu erziehen, daß dieser bereits auf der heimischen Schüssel von unnötigem Ballast befreit werden kann.

22

Von Konferenzen und dergleichen

Daß wir in Bayern immer die letzten sind, das hat sich ja schon herumgesprochen. Aber das muß nicht immer schlecht sein.

Da Bayern nämlich immer als letztes Bundesland in die Sommerferien startet, gibt es an heißen Julitagen öfter hitzefrei. Manche Kollegen rufen dann verzweifelt »Stoff, Stoff, Stoff« und wollen auch bei fast 30 Grad noch arbeiten. Doch das sind nicht viele. Die Mehrheit ist froh über jede freie Minute, die schon einen Hauch von Urlaub verspricht.

Allerdings, und das wollte ich eigentlich erzählen, wird die Freude nicht selten durch eine eilig angesetzte Dienstbesprechung geschmälert. Und nun taucht ein ganz normales Phänomen auf: Es wird gemeckert. Das ist nicht lehrerspezifisch, im Gegenteil: Kündigt man bei Schülern an, daß zwei Stunden ausfallen, und fällt dann später nur eine aus, dann sinkt die Stimmung. So auch bei uns Pädagogen, wenn es um eine Dienstbesprechung im hitzefreien Zeitraum geht.

Man muß das Wort vielleicht mal erklären: Eine Dienstbesprechung ist so etwas wie die Vorstufe zu einer Konferenz. Das wird nicht nur quantitativ in der Dauer, sondern auch qualitativ am Verhalten des Lehrkörpers deutlich. Mehr oder weniger ungeordnet sitzt man mit bereits gepackter Tasche, die Jacke über dem einen Arm, den Autoschlüssel in der anderen Hand, halb stehend herum. Der Rektor legt zwei oder drei

Punkte zur Abstimmung vor, alles verläuft recht zügig und diszipliniert. »Ruhe dann sind wir schneller zu Hause Abstimmung Antrag eins wer ist dagegen keiner dann ist das jetzt so beschlossen bis morgen und schönen Nachmittag ...«

Es soll, so habe ich mir sagen lassen, auch Dienstbesprechungen geben, die gar nicht stattfinden, die einberufen werden mit dem klaren Ziel, niemals durchgeführt zu werden: Da verkündet der Rektor über Lautsprecher den früheren Schulschluß und bittet die Lehrer zu einer Besprechung ins Lehrerzimmer. Dort angekommen, packt jedoch jeder sein Zeug zusammen und verschwindet.

»Dann erzählen die Kids was von einer Konferenz und die Eltern meckern nicht so sehr, daß ihre Schützlinge schon wieder zwei Stunden eher zu Hause rumnerven – hitzefrei läßt sich schlecht verkaufen.«

Doch nun zu den wirklichen Konferenzen. Die sind, wenn es gut läuft, was auch nicht immer der Fall ist, ordentlich geplant, manchmal sogar mit Tagesordnung versehen und verlaufen doch nicht anders als eine Schulstunde: Einer spricht, alles schläft, nein, das ist jetzt doch übertrieben. Frau Wöll z. B. strickt und raucht, Herr Jacobs blättert im STERN und Frau Moll erzählt Herrn Toll den neuesten Witz.

Noch vor ein paar Minuten wären alle ausgerastet, hätte es jemand gewagt, ihren Unterricht durch stricken, rauchen, lesen oder schwätzen zu stören. Der Rektor mahnt zur Ruhe, es funktioniert sogar. Gut, das war nur ein Kollegium, nicht repräsentativ wahrscheinlich.

Frau Rektorin Knüller referiert über eine Stunde. Keine Störung, kein Mucks, keine Aussprache. Nur einstimmige Abstimmungsergebnisse. Disziplin bis ins letzte Glied.

Rektorin Knöcher dagegen steht an der Tafel, ausgerüstet mit drei Stückchen Kreide: weiß, rot und gelb. Wir sitzen auf kleinen Stühlen im Klassenzimmer der 3b. »Was wollen wir im neuen Schuljahr beachten?« Kollegin Bravsam meldet sich: »Das Kind achten.« »Sehr gut«, Rektorin Knöcher schreibt es mit gelb an die Tafel: »Das wollen wir dann gleich mal rot unterstreichen.« Ich verlasse nach 20 Minuten dieses Affentheater, fäsele etwas von wichtigem Termin oder so und bin verschwunden. Wir könnten ruhig alles von der Tafel abschreiben, meinte sie noch, dann würden auch Kopierkosten gespart.

Die Finanzen, das wäre auch so ein Thema, da werde ich wirklich zornig, wenn ich lese, wie Spitzensportler abkassieren, die Werbung mit Geld nur so um sich wirft, und die Schüler heute immer noch in den völlig veralteten Schulbüchern lesen müssen, wie der Warschauer Pakt funktioniert. Aber das nur am Rande.

Andere Konferenzen laufen ab wie am Stammtisch. Dann gibt es solche, bei denen wirklich diskutiert wird, wo man merkt: Hier geht es um das Wohl des Schülers. Und natürlich gibt es immer die Vielredner, die zu allem und nichts alles und nichts zu sagen haben und auch die Stillen, die nur ein-, zweimal ihre Stimme erheben, dann aber gewichtig und gut.

Das aber, so scheint mir, ist auch ganz normal. Wo ich mich selbst wiederfinde, läßt sich schwer sagen. Sicher aber gehöre auch ich manchmal zu denen, die sich Witzchen erzählen und lieber hitzefrei haben als eine Dienstbesprechung bei fast 30 Grad im Schatten.

23

Von Sonderlingen und anderen Normalen

Eine Sonderschule im Münchner Norden. Nein, das heißt jetzt anders, werde ich belehrt: »Schule für individuelle Lernförderung.« Das klingt doch gut. Sonderschule dagegen erinnert an absondern, aussondern, Sonderbehandlung – Sondermüll! Die Schule als Müllverwertungsanlage. Das ist zu hart? Natürlich ist es das, hart wie das Leben derer, die hier ihre Schulzeit verbringen müssen, hart wie der tägliche Kampf meiner wirklich hochgeachteten Kolleginnen und Kollegen, die unermüdlich Sisyphosarbeit leisten; nein, nicht ganz unermüdlich, denn manche brennen aus in dem täglichen Krieg der Nerven. Und neben wirklich lieben Menschen, die Ruhe und Geduld aufbringen, in deren Nähe die Kinder sich geborgen fühlen dürfen, neben diesen so wertvollen und mutmachenden Kolleginnen und Kollegen, fallen immer wieder die aus dem Rahmen, die nur noch brüllen können, brüllen und nichts weiter, und die diesen kleinen armen Würstchen zu erkennen geben, daß sie wirklich der Abschaum der Gesellschaft sind, daß sie hier auf der Doofenschule sind, basta!

Und hier im ärmsten Viertel der reichen Stadt, hier wo man ungewaschen und verwahrlost in die Schule kommt, wo viele Schüler mit leerem Magen in der ersten Stunde sitzen und manche Kollegen eine Semmel mehr dabei haben, hier, wo so mancher Schüler mittags lieber in der Schule bleibt, als an einen Ort zurückzukehren, den er nie »zu Hause« nennen wür-

de, hier, so stelle ich mir vor, wäre Jesus geboren, wenn Gott noch 2000 Jahre gewartet hätte. Hier, inmitten von Beton und Not. Und wir anderen im schönen Schwabing oder in Grünwald, wir hätten nur aus der Zeitung erfahren, wenn überhaupt, daß da jemand im Münchner Norden Kranke verbindet, Einsame tröstet und Sonderschülern zeigt, daß sie wertvoll sind.

Ein Dorf sollen sie malen, meine Drittklässler. Drei Striche längs, vier quer – fertig. »Was machen wir jetzt?« Ich zähle ganz langsam bis drei, nur nicht verzweifeln. Das soll ein Dorf sein? Was alles zu einem Dorf gehört, will ich wissen? »Ein Sozialamt und ein Wohnungsamt.« Von wegen Marktplatz und Kirche! Ich habe doch wirklich keine Ahnung, was es heißt, um eine neue Hose betteln zu müssen, bei einem Beamten ein paar neue Schuhe zu beantragen. Gerade heute stand es in der Zeitung: Wenn unsere Regierung mit ihren Plänen durchkommt und Sozialhilfe und Arbeitslosengeld gekürzt werden, dann erwartet der Deutsche Kinderschutzbund eine um mindestens 10% steigende Armut bei Kindern in diesem reichen Land.

Dem Rad in die Speichen fallen, und nicht nur die verbinden, die unter die Räder gekommen sind, das hat uns schon Dietrich Bonhoeffer ins Stammbuch geschrieben. Doch die Kraft reicht gerade für die allernötigsten Pflaster, und selbst die reichen oft nicht aus – zu wenig Hilfen für in Not Geratene an allen Ecken.

Nach meinem Plan hätte ich jetzt die 4a. Ein Schüler taucht im Religionszimmer auf. »Die anderen sind unterwegs«, meint er. Nun gut, denke ich, dann warten wir noch ein paar Minuten, bis sie kommen. »Aber die kommen nicht, die sind doch unterwegs.« Es dauert ein bißchen, bis ich es begreife.

Die Hälfte der Schüler ist nach den Pfingstferien gar nicht wieder in die Schule gekommen, ist unterwegs mit ihren Wohnwagen. Zigeuner, Sintis vor allem, ziehen gen Süden, wenn gleich viele nicht weiter kommen als zum Starnberger See. Eine Kollegin klärt mich auf: Schulpflicht, Zeugnisse, all das interessiere niemanden. Irgendwann im Oktober trudelten sie wieder ein, zum Überwintern.

Dann bekämen fast alle in jedem Fach eine 6 und rückten trotzdem – aus Altersgründen – gleich in die 5. Klasse vor. Nach der Pflichtschulzeit würden die meisten entlassen – ihre Zukunft bleibt ungewiß. Doch das, was man zum Leben braucht, wird wohl in der Sippe gelernt. Sicher, auf unsere Gesellschaft werden sie damit nicht vorbereitet, höchstens auf das Überleben in diesem Land.

Meine Kollegin gerät in leichten Ärger: »An Elternsprechtagen lassen die sich nicht blicken, und es kann auch im Oktober noch passieren, daß die Familien sich bei schönem Wetter verabreden und dann fehlt wieder die Hälfte der Klasse. Die Kinder sind mir sehr lieb, sind mir ans Herz gewachsen, aber die Eltern ...«

Für unsere ordnungsliebenden deutschen Ohren klingt das alles sehr befremdlich. Aber ist es nicht sinnstiftender, bei schönen Tagen die Sonne zu genießen, mit Freunden zu feiern und zu leben, anstatt nach sechs Stunden Mathe, Bio und Physik weitere sechs Stunden vor der heimischen Glotze zu verbringen? Natürlich gibt es viel sozialen Sprengstoff, hier wo Sintis in ihren Winterquartieren Tür an Tür mit den Opfern unserer Konsumgesellschaft leben: Nach deutschem Recht sind viele Sintis gar nicht miteinander verheiratet, da sie ihren eigenen Riten nachgehen. So gilt eine Frau mit drei Kindern als alleinerziehend und kassiert Sozialleistungen, auch wenn der Mann gut verdient. Mercedes und Wohnwagen vor der Tür.

Die wirklich alleinerziehende deutsche Mutter nebenan wird so mit Recht nicht gut auf ihre Nachbarn zu sprechen sein.

Rudi ist zwölf. Er kann nicht stillsitzen, seinen Mund nicht halten, kann kaum lesen, schreiben schon gar nicht und zuhören erst recht nicht. Nach nur drei Wörtern langweilt ihn meine Geschichte vom Zöllner Zachäus schon. »Kein Bock« und er steht auf und geht raus. Chaos machen, das kann er, andere ärgern und sich selbst nicht ausstehen.

Am nächsten Tag ist Sommerfest und Rudi erkenne ich kaum wieder: Da tanzt er vor der großen Schulgemeinde mit Lederjacke und Kappe einen Super-Rap. Alle Energien kommen raus und alles klatscht begeistert. Zugaben muß er tanzen und hofentlich spürt er dabei: Ich kann doch etwas!

Und wieder fasse ich Mut, daß es noch Lehrer gibt, die unkonventionelle Wege gehen, die Stärken ihrer Schützlinge fördern, den Lehrplan für eine Weile über Bord werfen und fähig sind, zu sehen, was der Einzelne braucht.

Kotzi ist ähnlich drauf wie Rudi. Natürlich heißt er nicht Kotzi, aber alle nennen ihn so – ewig rumzappelnd und nervig bis zum Anschlag. Ich will ein neues Lied lernen und Kotzi will es alleine vorsingen. Das macht er dann auch und alle anderen ihm nach – natürlich textverdrehend und schief, aber stolz.

In der nächsten Stunde bringe ich meinen Recorder mit, ein richtiges Handmikrofon und über Lautsprecher kann sogar die Stimme verstärkt werden. Kotzi will ein Lied über die Kirche singen. Na dann, ich bin gespannt ... Er steht auf, nimmt das Mikro und fängt an zu singen. Die ganze Klasse ist still, wirklich still, bestimmt fünf lange Minuten still. Und Kotzi singt, er singt, was ihm gerade einfällt, scheinbar ohne Sinn, ohne Zusammenhang, zumindest nicht für uns Zuhörende. Er

singt vor sich hin, weltvergessen und glücklich, schief zwar und alles andere als ein Ohrenschmaus. Doch er steht ganz ruhig da und singt, öffnet seine Seele, und seine Gedanken aus der Tiefe können frei hervortreten. Und keiner wagt zu sagen, das Lied gäbe es doch gar nicht. Das sei alles Quatsch.

Es ist sein Lied und ich sitze da, sehr gerührt und nur weil Mara jetzt endlich auch singen will, reiße ich ihn nach fünf Minuten aus seinen Träumen heraus. Wir klatschen begeistert und aus Kotzi ist für kurze Zeit Phillip geworden, wie er eigentlich heißt. Gut geht es ihm und mit verschämtem Stolz schaut er mich glücklich an. Und ich bin froh, endlich mal einen guten Einfall gehabt zu haben und nicht gelangweilte, sondern begeisterte Kinder in diesem schwierigen Viertel erleben zu dürfen.

Szenenwechsel. Nach der Pause: Frau Möller stürzt mit Phillip, genannt Kotzi, in die 3b. Phillip ganz verheult und ängstlich. Aufgeregt unterdrückt auch die Kollegin ihre Tränen. Zu siebt (7!) seien sie in der Pause auf ihn losgegangen, hätten ihn eingekesselt, herumgeschubst und verprügelt, getreten noch, als er schon am Boden lag. Und erst als die Aufsicht kam, hätten sie von ihm abgelassen.

»Kotzi sagt immer Ausdrücke, Ficker und so.« »Dann nennt ihn eben auch Ficker oder was auch immer, aber schlägt ihn nicht halbtot!« – Die Kollegin brüllt hilflos und verzweifelt und man möchte die Hand auf ihre Schulter legen, sie beruhigen und trösten. Ganz plötzlich steht Jens auf und geht ruhig auf Phillip zu, streckt ihm seine Hand entgegen und sagt: »Tut mir leid.« Phillip schlägt ein. Langsam folgen zwei, drei Buben diesem Beispiel und lassen aus Fäusten wieder Hände werden. Nur zu Thomas sagt Phillip: »Du nicht«, und verschränkt die Arme. Er hat gespürt, daß Thomas nur widerwillig und weil es alle machen aufgestanden ist.

Noch in der letzten Stunde weltvergessen vor dem Mikrofon, dann getreten und gedemütigt, jetzt am Ende doch noch der Gewinner jener Schlacht, der Entschuldigungen annehmen oder ablehnen kann. Dann zu Hause nach der Schule Cola und Chips zum Mittag, Fernsehen bis zum Abendbrot und ins Bett, um den Stiefvater nicht bei der Sportschau zu stören – was für ein Tag, was für eine Kindheit. Ihm gilt mein Gebet an diesem Abend, was kann ich sonst tun?

Ob ich mir die Pausenaufsicht zutrauen würde, fragt Frau Möller mich noch ganz traumatisiert. »Mit Gottes Hilfe«, sage ich und das meine ich gar nicht ironisch. Ich habe Glück, außer zwei kleinen Raufereien, ein paar rauchenden Grundschulern und einem aufgeschlagenen Knie gibt es »keine besonderen Vorkommnisse.«

Nach der Pause ist die 4b an der Reihe, in der ohne Gottes Hilfe auch nichts laufen wird. Bald sind Ferien, ich bin wirklich reif für die Insel. Noch ein paar Schulgottesdienste, viel hitzefrei hoffentlich und dann wäre es geschafft. Und nach den Ferien – zu früh, daran zu denken.

Von Flüchen und Lobgesängen am Steuer meines Kleinwagens

Ich bin für diesen Beruf nicht geeignet, zu gutmütig, zu verständnisvoll, lasse mir alles gefallen, bin viel zu geschwätzig und bekomme sogar glasige Augen, wenn dreißig Halbstarke mit mir Katz und Maus spielen. 1200 Schüler gibt es hier, 130 Lehrer und zwei Dutzend Sozialpädagogen und Erzieher. Ganztagschule mit Freizeitangebot und Mittagstisch. Ob ich denn schon jemanden hätte, der sich um mich kümmert? Nein, einen Papi oder so hätte ich hier noch nicht und ich sei ja auch nur ein paar Wochen hier, auf Montage gewissermaßen, als Vertretung für den kurenden Kollegen. »Wenn was ist, kommen sie zu mir«, ermahnt mich eindringlich mit harter Raucherstimme die fürsorgliche Kollegin. Und ich, sonst so eigensinnig und selbstsicher, so unerschütterlich und angeberisch, ich schreibe blitzschnell Name und Zimmernummer jener Dame auf, dankbar für diesen rettenden Strohalm, für den kleinen Schirm mitten im Platzregen.

In Bayerns größter Gesamtschule sitze ich nun ein wenig verlassen von der Welt, von Gott hoffentlich nicht, denn sonst wäre es um mich wirklich geschehen in dieser Betondenkfabrik, ich sitze also im Lehrerzimmer Nr. 3, 3. Stock links, Zimmer 312 und bin eigentlich viel zu müde, auch noch um halb vier am Nachmittag über Gott und die Welt zu reden. Und mein Klientel, das seit 8.00 Uhr in der Früh auch schon am rackern ist, kann sich sicherlich auch etwas Angenehmeres

vorstellen. Was mache ich mir eigentlich Gedanken, ich bin ja nur auf Montage ...

Der Kasten hier sieht von außen so aus wie ein Krankenhaus, von innen wie eine Mischung aus Universität und Einkaufszentrum. Er bietet aber alles, wovon moderne Pädagogen träumen: Spielzimmer, Mädchentreff incl. Erzieherinnen, Kiosk, Küche und Kaffeeautomat. Alles da, aber die Klassenräume sind zum Ko... Die Putzfrau erklärt mir, daß sie an dieser Schule in zwei Stunden nur halb so viele Räume säubern kann, wie an anderen Schulen. Und geht man während einer Feuerübung mal durch die verwaisten Klassenzimmer, dann könnte man wirklich glauben, das jüngste Gericht habe bereits stattgefunden.

Ich habe heute nur drei Stunden unterrichtet. Nur drei Schulstunden, das sind an reiner Arbeitszeit lediglich 2 1/4 Stunden und das, so sollte man meinen, sei für einen gesunden jungen Menschen wie mich kein Problem, ja jeder normale 8-Stunden-Arbeiter würde vor Neid erblassen. Und doch: Für den Rest des Tages bin ich erledigt. Der Tag ist für mich gelaufen, wie man so sagt. Mag man ruhig über uns Lehrer schimpfen, von wegen Halbtagsjob und Ferien und so. Drei Stunden bringen es jedenfalls fertig, daß ich mit den Nerven am Ende bin. Wahrscheinlich, weil ich so ein unverbesserlicher Idealist bin, der immer noch glaubt, Kindern etwas mit auf den Weg geben zu müssen, der ihnen ein paar Sätze, ein paar Wörter zurufen will, an die sie sich halten können, wenn es ans Leben und ans Sterben geht.

Und wenn dann nicht nur die Wände dieses häßlichen Schulhauses, sondern auch die Köpfe und Herzen aus Beton zu sein scheinen, dann bin ich eben am Steuer meines Kleinwagen nicht mehr zu bremsen und fluche und schimpfe rücksichtslos vor mich hin. Einzelheiten erspare ich mir hier, denn alles ist

natürlich maßlos ungerecht und übertrieben und sollte den Innenraum meines Kleinwagens nicht verlassen.

Am nächsten Tag, und das ist das Wechselspiel dieses Berufes, schon am nächsten Tag scheint er wieder zu wehen, der Geist zwischen Himmel und Erde, der sich gestern noch so rar machte, er scheint aus der Versenkung wieder hervorkommen zu wollen, um sich seinen Platz zu suchen – irgendwo zwischen Seele und Herz:

Denn nun sitzen da plötzlich vierzehn Menschenkinder, gerade mal 12 Jahre alt und reden über ihre Weihnachtswünsche. In der Mitte eine große Kerze, ein kleines Teelicht geht herum und jeder bittet Gott oder das Schicksal oder wie auch immer dieses verborgene Ziel unserer Wünsche genannt wird, um etwas, das man nicht mit Geld bezahlen kann.

Und was ich dann höre, entspringt keinen Köpfen aus Beton, keinen Herzen aus Stein. Es sind Hoffnungen und Sehnsüchte nach einer heileren Welt. Und die kleine Sonja nimmt die Kerze und will so gerne, daß der Papa wieder gesund wird. Neben ihr sitzt Daniel, an den sie es nun weitergibt, dieses kleine Licht vom großen Lichte. Daß er den Papa öfter sehen darf als nur zweimal im Monat, das ist sein Wunsch. Tim wünscht sich einen Freund, und Silvie, daß die Mama auch mal Zeit zum Spielen hat. Daß Mami und Papi sich nicht trennen – Tom hat Tränen in den Augen – er, der harte coole Tom.

Diese kleine Kerze weist den Weg zu ihren Herzen, zu Kinderseelen, die so verwundet schon sind, so voller Sehnsucht nach Geborgenheit und einer kleinen heilen Welt. Und am Ende sprechen wir gemeinsam das Vaterunser; und plötzlich ist es wieder da, dieses Gefühl, das mir sagt: Es hat Sinn, was du tust. Und selbst meine Horrortruppe aus der Neunten, meine knapp dreißig Halbstarke lassen es sich widerwillig

zwar, aber doch nicht unter dem sonst so gewohnten, starken Protest gefallen, daß ich ein Licht anzünde und wir einen Stuhlkreis bilden.

Ein Kollege hatte mich noch gewarnt, die würden mich auslachen, das würde nie klappen bei denen, und lieber solle ich mich nicht lächerlich machen und nicht so auf sentimental tun in der Weihnachtszeit. Nun, habe ich mir gedacht, ich bin ja nur auf Montage hier und schlimmer als bisher kann es bei dieser Chaotentruppe auch nicht werden. Und so ist das ja oft: Wenn die Erwartungen nicht zu hoch sind, werden sie erfüllt!

Und so reden wir im Stuhlkreis über Weihnachtsfrust und Familienstreß. Abschaffen wollen sie das Fest dann doch nicht, denn Gemütlichkeit, ein wenig Wärme, wenn auch oft nur zum Schein, das wollen sie nicht missen. Und sogar meine kleine Weihnachtsgeschichte hören sie sich an: vom Jesuskind, das am 24. Dezember eines jeden Jahres in den Slums irgendeines armen Landes geboren wird. Und vielleicht bleibt sogar ein Hauch von der Botschaft hängen, daß Gott im Schwachen mächtig ist – vielleicht.

Und das sind dann so Tage, da sitze ich am Steuer meines Kleinwagens, erschöpft und müde, aber doch glücklich und singe vor mich hin: Ein Loblied auf den Geist, der heute geweht hat.

25

Vom Tod und anderen offenen Fragen

Gott kommt immer wieder vor – Gott sei Dank. Und wie wichtig es ist, mit Schülern über ihre Vorstellungen von Gott zu reden, habe ich schon versucht, festzuhalten. Noch dichter aber und noch persönlicher werden die Gespräche, wenn es um den Tod geht, um letzte Dinge:

Die kleine Tanja steht plötzlich vor mir, wir singen gerade ein Lied, da nimmt die Achtjährige meine Hand, so daß ich mitten im Lied unterbrechen muß und mein letzter Gitarrenakkord schrill im Raum verklingt. Sie fängt an zu weinen. Die Klasse ist längst verstummt und irritiert. Und vor der ganzen Versammlung fragt sie mich dann, warum ihre kleine Schwester Nicki kurz nach der Geburt gestorben sei. Was kann ich ehrlicher sagen als: Ich weiß es nicht.

Ihre Kummerpuppe zu Hause könne da auch nicht weiterhelfen. Aber Gott, der könne doch alles, der sei schließlich der liebe Gott und solle nun die Nicki wiederbringen.

Was soll ich da nur sagen? Ich bin wie gelähmt. Alle schweigen und alle schauen mich an, so als wollten sie sagen: So, nun bist Du dran, jetzt wollen wir mal sehen, was Du für eine Antwort hast.

Keine, denke ich. Natürlich könnte ich jetzt mit dem unergründlichen Ratschluß Gottes kommen, daß er schon weiß, was er tut

und letztlich weiß man nie, wofür es gut ist. Und wenn sie nicht wieder lebendig wird, dann hat es Gott wohl nicht gewollt, denn er könne schon, aber vielleicht hätte er ja die Nicki so lieb, daß er sie schon jetzt bei sich haben wollte ...

Was für Ausflüchte, hilflose Versuche, das Unsagbare zu erklären.

Nein, muß ich sagen, Gott kann das nicht, kann Nicki nicht wieder lebendig machen und warum sie tot ist, weiß ich nicht, weiß niemand und eine Antwort darauf gibt es nicht. Und Gott? Gott ist wohl genauso traurig wie du, aber ich bin sicher: Es geht Nicki gut in dieser anderen Welt, sie lebt, lebt beim lieben Gott und sie denkt bestimmt genauso oft an dich, wie du an sie.

»Aber sie soll wieder bei mir sein ...«, Tanja weint noch immer.

»Das geht nicht«, muß ich ihr sagen und als sie dann fragt »warum?«, muß ich sagen: »Ich weiß es nicht, ich weiß es doch auch nicht.«

Sophies Bruder hatte einen tödlichen Verkehrsunfall und das Thema Tod berührt die 16jährige Gymnasiastin ganz persönlich. Sie kommt nicht damit klar, daß ihr Bruder tot ist. »Sie reden immer davon, daß Gott uns nicht alleine läßt. Ich pfeif drauf! Wo war denn dieser Gott, als mein Bruder eingequetscht im Auto lag? Alleingelassen hat er ihn!«

Was kann ich ihr sagen, was hilft ihr? Was ist die Antwort, die ich mir selber auf all diese Fragen gebe? Mir bleibt nur das Eingeständnis der eigenen Unvollkommenheit im Glauben. Und auch ihr muß ich wieder sagen: Ich weiß es nicht, ich weiß es doch auch nicht.

Silke hat ihren Vater vor einem Jahr verloren. Die 14jährige betet jeden Tag und glaubt fest daran, daß ihr Vater weiterlebt und sie bekennt: Ich glaube an Gott, auch wenn es manchmal schwerfällt.

Wenn ich Silke und Sophie doch nur zusammenbrächte. Aber da ist kein Weg. Sophie blockt ab, kein Trost erreicht sie, keine Antwort auf ihr klagendes »warum?«

Mira wohnt mit ihrer Mutter im Frauenhaus, der Vater weiß nicht wo, und das soll auch so sein. Zu viele Schläge, zu viele Mißhandlungen, zu viel Angst. Die kleine Erstklässlerin mit den trotz allem strahlenden Augen springt jeden Dienstag fröhlich auf meinen Arm und gibt mir einen Kuß auf die Wange, so wie ein Kind eben seinen Vater begrüßt, den es lange nicht gesehen hat und nun glücklich ist, ihn wieder zu haben – und sei es nur für 45 Minuten im Schulunterricht. In ein paar Tagen wird sie wieder nach Hause umziehen. Die Sozialarbeiter sind machtlos, es ist der Wille der Mutter. Die Kleine freut sich gar nicht und mich wird sie wieder aus den Augen verlieren.

Wie schwer es ist, mißhandelnde Väter dingfest zu machen erzählt mir sehr verbittert eine Sozialpädagogin vom Jugendamt: Nach den neuen Gesetzen sei es noch schwerer geworden einzugreifen, denn die Familie würde dadurch noch mehr gestärkt, mit allen Vor- und Nachteilen. Das Recht der Erziehung durch die Eltern würde ausgedehnt, das Leitbild »Familie«, das dieser Staat noch immer habe, würde viele Kinder bitter bestrafen.

Blaue Flecken am Körper und selbst wenn Kinder die Gewalt durch die Eltern sogar zugeben, das alles reicht nicht aus. Das Kind muß es beweisen können! Wie soll es das, wenn der Vater dagegenhält, das Kind sei die Treppe hinuntergefallen und die Mutter aus Angst gar nichts mehr sagt? Ausweglos! Erst

kürzlich, so erzählt die Kollegin, sei sie in einer Wohnung gewesen und habe einen Dreijährigen vom Tischbein losgebunden und eindeutig die blauen Flecken und Prellungen der unmittelbar vorangegangenen elterlichen Gewalt zuordnen können. Der Junge wurde sofort aus der Familie genommen. Sein jüngerer Bruder aber mußte beim Vater bleiben, die paar Hautabschürfungen waren nicht so gravierend und außerdem befand er sich zur Tatzeit spielend im Zimmer, ohne vom Vater bedrängt worden zu sein. Es konnte also nicht eindeutig nachgewiesen werden, daß auch dieses Kind mißhandelt wird.

Warum nur das alles, warum all das Leid? Alle Antworten, die wir uns selber geben, die Theologen und Psychologen anbieten, alle Versuche durch Verweise auf die menschliche Freiheit und den unergründlichen Ratschluß eines höchsten Wesens zu Erklärungen zu kommen, sind nur jämmerliche Versuche, das Unerklärliche doch zu erklären.

Einzig ehrlich bleibt auf die Frage nach dem »warum« die unbefriedigende Antwort: Ich weiß es nicht! Punkt!

Brief an meinen toten Schüler

Lieber Sammy,

komm her mein Alter, komm, laß uns die Uhr ein paar Tage zurückdrehen und dann ruf mich an und sag was, irgendwas. Und dann komm einfach vorbei und wir essen ein Eis, unten beim Sarcletti, da gibt es doch das beste Eis der Stadt. Ja, wir rauchen auch eine zusammen und reden, wir reden miteinander und irgendeine Lösung fällt uns schon ein, irgendeine, die besser ist als deine. Und wenn du willst, dann komm zu mir. Ich hab Platz genug. Ich räum' mein Schlafzimmer, wenn du willst, da hast du 17 qm nur für dich alleine. Wir pfeifen auf die Ämter, auch auf die Schule, wenn es sein muß.

Bleib erstmal ein paar Tage, ich kriege das schon hin. Komm, faß dir ein Herz und ruf an.

Du kriegst auch den besten Psychologen, den ich auftreiben kann, und natürlich deine zwei in Religion. Du bist gut, du bist schlau. Du kannst doch nichts dafür. Vergessen wir die Streitereien. Verzeih mir meine tauben Ohren, meine harte Stimme, die deiner geschundenen Seele noch mehr Leid zugefügt hat. Komm, red' mit mir, ich bin für dich da, immer, wenn du willst. Aber bitte, bitte geh' nicht in den 25sten Stock dieses Hauses, bitte geh' nicht hinauf. Ja, laß dich ruhig fallen in meine Arme, aber bitte nicht von so hoch oben, das schaffe ich nicht.

Komm, iß dein Eis. Laß dich von der Sonne wärmen und wir werden einen Weg finden, denn jeder Weg ist besser als der in den 25sten Stock.

Vielleicht brüllst du mich jetzt an, meine Hilfe käme zu spät und eher hätte ich mir das alles überlegen sollen. Wie recht du hast! Doch vielleicht lächelst du ja auch jetzt, frei und erlöst, denn einer, da bin ich ganz sicher, einer hat dich aufgefangen und für den waren die 25 Stockwerke nicht zu hoch. Einer hat dich mit sich genommen und sicher sein Schlafzimmer für dich leergeräumt. Und ein gutes Eis gibt es dort vielleicht auch. Bestimmt hat er dich in den Arm genommen und »Herzlich Willkommen« zu dir gesagt. Zu dir, der hier unten oft so unwillkommen war. Ich werde dich wiedersehen, irgendwann, wenn ich an der Reihe bin. Ich hoffe, du kennst mich dann noch. Ich jedenfalls werde dich suchen.

26

Von den Armen im Geiste

Wie soll ich das nur machen, geistig Behinderte in Religion zu unterrichten? Was soll ich da machen und vor allem: Was erwartet mich? Welche Behinderungen, welche Eigenheiten, Fragen über Fragen und sicher das unwohlste Gefühl, seit ich diesen Job mache. Angst vor dem Fremden, vor Menschen, die anders sind, mit denen ich anders umgehen muß. Menschen aber, Gottes Menschen und daher auch mir aufgetragen, sie anzunehmen und ihnen ein Mitmensch zu sein.

Ich hospitiere erstmal bei dem Pfarrer, den ich vertreten soll. Siebzehn, achtzehn Jahre alt sind sie, aber sein Unterricht ist früheste Vorschule. Mit Farben und Formen versucht er zu zeigen: Hell steht für gut, für Gott. Und dunkel für Traurigkeit und Streit. Symbolisieren und Elementarisieren sind seine Stichworte. Werner umarmt ihn und Klaus sitzt nur hinten in seiner Ecke. Maria spricht zum erstenmal ihren Namen. »Das hat sie noch nie gemacht, hat noch nie gesprochen, und jetzt das!« Maria freut sich, sie lacht dieses offene herzlich ehrliche Lachen, wie es nur Menschen mit Down-Syndrom zustande bringen.

Peter ist ganz stolz, alles zu wissen, mitreden zu dürfen. Er streichelt seine Nachbarin immerzu. Die genießt es manchmal, dann wieder wehrt sie sich sehr heftig. Joachim umarmt mich und verkrampft sich dabei. Nur mit starkem Druck bringe ich ihn von mir los. »Hast du mich denn nicht lieb ...?«

Doch, sage ich, ich habe dich lieb.

Es ist eine Welt, die ich nicht kenne und die zu schwer für mich ist. Ich will mich nicht einlassen auf sie, will mich nicht anfassen lassen, nicht umarmen, will mich nicht stundenlang vorbereiten müssen. Alles in mir wehrt sich dagegen. Wie gut, daß ich zumindest hospitieren durfte, bevor ich alleine da vorne stehe.

Der Einsatz selbst, lediglich zwei Doppelstunden, verläuft ohne größere Zwischenfälle. Und natürlich habe ich mich lange vorbereitet, habe mir ein so volles Programm gelegt, daß es locker für vier Doppelstunden reichen würde. Mein Ziel: Die Zeit gut über die Bühne bringen, den Job erledigen, durchkommen und dann weg von hier.

Ja, das ist sehr hart gesagt, aber schonungslos ehrlich, denn es ist nicht meine Passion. Und als der Rektor mich zum Abschied fragt, ob ich nicht eine Zusatzausbildung in dieser Schulart machen möchte, da kann ich meinen Unwillen nicht so diplomatisch verpacken, wie ich es von mir gewohnt bin.

Sie brauchen Wärme und Zuwendung, ein offenes Herz und viel körperliche Nähe. Ich habe in den vier Stunden mein Bestes gegeben, doch das hat mich sehr viel Überwindung gekostet und nach zwei Doppelstunden war ich wirklich am Ende meiner Möglichkeiten. Man könnte sicher sehr viel Wertvolles empfangen, könnte Dankbarkeit und die Sicht auf das Eigentliche im Leben neu lernen, könnte im Umgang mit diesen Menschen spüren, wie unwichtig manches ist und wie wertvoll ein jedes Menschenleben ist – was immer es von der Norm auch abweichen läßt. Man könnte ...

Ich jedenfalls war nicht offen dafür und sicher habe ich so eine große Chance vertan.

Aber: Nicht alles können zu müssen, nicht für alles der richtige Mann zu sein – diese Einsicht erleichtert es mir, zu sagen: Hier kann, hier will ich nicht arbeiten.

Trotzdem: Es bleibt ein gutes Gefühl zurück, etwas, das mir sagt: Auch hier ist Leben, ist Leiden und Glück, auch hier ist Menschenwürde und Gottesebenbildlichkeit!

Von dem, was morgen ist

Hitler war sicher auch, wie wir sagen, ein verhaltensauffälliges Kind. Vielleicht war er ja auch ganz brav, zu brav, zu angepaßt. Nein, ich glaube er war ein Dickkopf, ein schüchterner meinetwegen. Und eigentlich sind mir dickköpfige Kinder sehr sympathisch. Man muß nur das Gute aus ihnen herauskitzeln und sie ihren Weg damit gehen lassen. Wer weiß, hätte man Hitlers Begehung zur Malerei gefördert anstatt zu unterdrücken, vielleicht hinge jetzt anstatt Picasso überall ein Original Hitler für teures Geld – und die Weltgeschichte wäre anders verlaufen ...

Heute stehe ich vor so vielen kleinen Menschenkindern und weiß nicht, an welcher der vielen Schnittstellen zwischen Böse und Gut sie gerade angekommen sind. Was wird aus all den Nasenpoplern von heute? Gut, manche werden es immer bleiben, andere schon morgen vielleicht am Kabinettstisch sitzen. Vielleicht wird der siebenjährige Mark, der mit der netten Zahnücke, mal ein berühmter Zahnarzt und mir in hoffentlich erst dreißig Jahren meine dritten Zähne verpassen; oder Tom, die Sportskanone, vielleicht wird er Olympiasieger im Stabhochsprung oder scheffelt als Tennisstar Millionen. Schau mal, werde ich dann zu meiner Gefährtin sagen, gestern noch habe ich ihm beigebracht, daß man beim Beten den Nachbarn nicht in die Rippen boxen darf.

Und so manchen kleinen Hosenmatz sehe ich heute schon als Dealer am Bahnhof stehen, oder völlig entkräftet unter den

Brücken von München liegen. Manchen sehe ich in irgendeinem verdreckten Klo sich den letzten Schuß setzen. Und ich kann so wenig tun, solche »Karrieren« aufzuhalten.

Und sicher wird auch der ein oder andere mal eine Bank überfallen, seine Frau im Zorn erstechen, die eigenen Kinder schänden, in der Klappse landen, als Obstverkäufer oder Domina nach St. Pauli gehen. Und vielleicht wird die kleine Anja aus der 2b die erste Bundeskanzlerin der Republik und ich werde sagen: Die konnte früher im Unterricht nie ihre Blähungen unterdrücken und die will uns regieren? Heute jedenfalls stehe ich noch hier vorne hinter dem Lehrerpult und verhängte Strafmaßnahmen, wenn ihr zuviel redet, meine Kleinen! Aber schon morgen kann es sein, daß einer von euch hinter einem Schreibtisch sitzt und beamtengemäß darüber entscheidet, ob ich Anspruch auf Frührente habe.

Heute noch seid ihr von meiner Gnade abhängig, denn ob ihr während des Unterrichts auf die Toilette dürft, entscheide ich. Und morgen schon kann ich es sein, der das Wasser nicht mehr halten kann. Und dann bin ich dankbar, wenn ihr mich nicht bis zum Mittagessen in irgendeinem Pflegeheim in meiner eigenen Suppe sitzenlaßt.

Heute noch seid ihr es, die nach dreimaligem Vergessen der Hausaufgaben eine schriftliche Elternmitteilung erhaltet. Morgen schon bitte ich euch um Verzeihung, wenn ich mehr als dreimal vergesse, welcher Tag gerade ist und wie alt ich eigentlich bin.

Es ist ein Kreislauf, ein Kommen und Gehen. Und was ihr heute lernen müßt, das hat morgen schon keine Gültigkeit mehr, ist überholt und zwecklos geworden.

Was bleibt ist das kleine Einmaleins, ein bißchen Lesen und Schreiben, hoffentlich auch Herzensgüte und Menschlichkeit

und eine Ahnung, daß es da jemand gibt, der Leben und Sterben gütig beschirmt.

Ich denke das reicht, das genügt für ein ganzes Leben.

Literareon · der Verlag für Autoren



Sie schreiben?

Dann sollten wir uns kennen lernen,
denn wir bieten Ihnen:

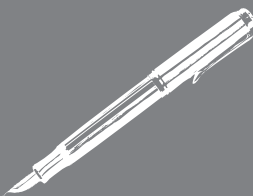
- Prüfung und fachkundige Beurteilung jedes eingereichten Manuskripts
- Persönlichen und kompetenten Service durch geprüfte Lektoren
- Individuelle Gestaltung Ihres Buches nach Ihren Vorgaben
- 100% des Netto-Verlagserlöses aus dem Buchverkauf gehen an Sie
- Individuelles und gezieltes Marketing
- Sie behalten das uneingeschränkte Verlagsrecht
- Transparente und nachvollziehbare Kostenstruktur

Gerne beantworten wir Ihre Fragen und begutachten Ihr Manuskript – **kostenlos und unverbindlich**.

Literareon im Herbert Utz Verlag GmbH
Adalbertstraße 57 · 80799 München
089-307796-93 · www.literareon.de

✓ 30 Jahre Verlagstradition ✓ mehr als 3000 Titel

Lyrik gesucht



Veröffentlichung der schönsten Beiträge
Sachpreise für die besten drei Einsendungen

Teilnahmebedingungen: www.lyrik-bibliothek.de oder 089-307796-93



ugenblick!

Kurzgeschichten-Wettbewerb

1. Preis 500 Euro

Veröffentlichung der besten Beiträge
Einsendeschluss 30.11.2005

Teilnahmebedingungen unter
www.kurzgeschichtenwettbewerb.de
oder 089-307796-95